



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Seinem Freunde
Ferdinand
Freiherrn von
Meggenhofen

in quem
Manca ruit semper fortuna

widmet
diese Blätter
als ein
öffentliche s Denkmal
seiner Hochachtung und Liebe

sein ehemaliger Lehrer.
Der Verfasser.

V o r r e d e .

Diese Geschichte enthält die längst versprochene Fortsetzung meiner Apologie des Misvergnügens und Uebels. Dies macht, daß ich auch hier die Gesprächsform beibehalten habe. Ich selbst bin mit der Einkleidung nicht zufrieden; ich sehe vollkommen ein, daß ich den ästhetischen Theil eines Dialogs beinahe gänzlich vernachlässigt habe. Doch ist es besser, als wenn ich dem Vortrag die Sache, mit welcher ich allein beschäftiget war, aufgepfert hätte. Denn in den Umständen, in welchen ich lebe, ist das Ausseilen meiner Schreibart unmöglich meine Sache.

Lieto nido, esca dolce, aura cortese
Bramano i cigni, e non si va in parnasso
Colle cute mordaci : e chi sempre
Col suo destin garisce, e col difagio,
Vien rocco, e perde il canto e la favella.

Vorrede.

Diese Fortsetzung würde früher erschienen seyn, wenn es meine mancherlei Schicksale früher erlaubt hätten. Dem Leser mag es vielleicht gleichgültig seyn, ob sie unter diesem oder dem vorigen Titel erscheint. Aber die Wichtigkeit des Gegenstandes schien mir diese Absonderung zu verdienen. Vielleicht hat auch das eine wie das andre nicht gleiches Interesse für jeden Leser. Der Käuser oder Verleger könnte dadurch zu Schaden kommen. Dies ist, was ich durch diese Abtheilung, die im Grund keine ist, so viel möglich verhüten wollte. Diesen Theil soll noch ein zweiter folgen, und diese Arbeit beschließen. Möchte ich doch so glücklich seyn, mit dieser Schrift meinen Zweck zu erreichen, den Glauben an die Vervollkommenung der Welt zum Besten der Menschen allgemeiner, so wie diesen Gedanken wahrscheinlicher zu machen! Wäre es doch in meiner Gewalt gewesen, ihn meinen Lesern so anschaulich zu machen,
als

Vorrede.

als ich davon überzeugt bin, als er ausgebildet vor meiner Seele liegt. Ich bin mir bewußt, daß ich solches nicht vollkommen erreicht habe; ich vermisste noch sehr vieles; manches steht mir nicht an dem Ort, wo es die beste Wirkung hervorbringen würde; manche Ideen fehlen mir noch ganz, um mein Gemälde auszuziehen; ich vermuthe mehr, als ich dermalen zu beweisen im Stande wäre. Aber dann liegt auch der Fehler in mir, nicht in der Sache. Diese bleibt noch immer wahr, ehrwürdig und gros. Die Schwäche des Schriftstellers kann die Größe der Gegenstände unmöglich herabsezzen. Vielleicht bin ich später selbst noch so glücklich, bei einer ruhigeren Lage, nach weiteren und reiferen Erfahrungen die fehlenden Mittelbegriffe zu bekommen. Ich bitte also die Leser, zu nehmen, was ich dermalen geben kann, und sich indessen mit meinem guten Willen zu begnügen. Ich wollte über einen

Vorrede.

nen so wichtigen Gegenstand lieber etwas,
als gar nichts sagen. Vielleicht kann dies-
ses wenige manchen Geist wecken, dem
Kenntnisse und Hülfsmittel weniger man-
geln. Ich habe sodann die Steine zu ei-
nem herrlichen Gebäude gellefert, welches
nur eine Meisterhand vollenden kann. Ge-
nug für mich, der ich nichts weiter als zu
müzen verlange.

Gotha den 16. Novemb.

1787.

Adam Weishaupt.



Erstes Gespräch.

Ich.

Wir nähern uns nunmehr dem schwersten Theil unserer Untersuchung. Ich habe mich in unseren vorhergehenden Unterredungen bestrebt, dich durch Vernunftgründe von einem allgemeinen Abzwecken aller Weltgegebenheiten zu einem höchsten allgemeinsten Zweck, von der Entwicklung des Ganzen sowohl als seiner Theile, ins Bessere, zur Vervollkommenung der denkenden und geistigen Kräfte zu überzeugen. Nun verlangst du von mir, daß ich dir diesen Gang aus der Welt, aus Thatsachen, aus der Geschichte selbst beweisen, und anschaulich machen soll. Ich soll die ganze Welt, alle vergangene Jahrtausende in einem einzigen Blick zusammen fassen, soll dabei bis in die kleinsten Umstände dringen, alle veranlassende Ursachen, alle dadurch gewirkte Folgen entwickeln; ich soll dir zeigen, wie die kleinste unbedeutendste Be-

A 5

ges

gebenheit in das große miteinwirke, eingreife, wie nichts von dem andern könne getrennt werden, ohne in der Natur eine ungeheure Lücke zu veranlassen, und alles mit einenmale zu verändern Ich soll so gar die Geschichte derjenigen Zeiten schreiben, die niemals Geschichtschreiber hatten; ich soll in wenigen Blättern die Geschichte aller Zeiten, Reiche und Menschen zusammen drängen, und dir zur geläufigen Uebersicht darstellen.

Habe ich jemal meine Schwäche gefühlt, habe ich eingesehen, und empfunden, wie unendlich wir in unsfern dazu abthigen Kenntnissen zurück sind: so ist es gewis in diesem Augenblick, wo du diese Forderung an mich bringst Was kann ich mehr thun, als vermuthen, und die äussersten grössten Linien nach dem Maas meiner so eingeschränkten Kräfte zu diesem ungeheuren Gemälde zeichnen, welches zu vollenden auszubilden, die vereinigte Einsichten der grössten Menschen sehr schwer und so wenig hinreichen. — Dies soll mich nicht hindern, von meiner Seite zu thun, was an mir ist. Ich kann vielleicht so viel bewirken, daß, wenn mir gleich die Ausbildung nicht gelingt, wenn sich eine und die andere falsche übertriebene Vorstellungsart mit einschleichen sollte, wenn vielleicht mancher Leser das mangelhafte auf die Nachnung meiner Schwäche schreibt, indessen doch der Hauptgedanke von der Entwicklung der Welt ins Besser

fere einigen Grad von historischer Richtigkeit erhält. So viel muß sodann doch ausgemacht bleiben, daß, wenn ich, dessen Kenntnisse so beschränkt sind, einen Gesichtspunkt angeben kann, auf welchen die Natur arbeitet, aus welchem sie herrlicher erscheint, auf welchen sich die Weltgegebenheiten ohne Zwang zurückführen lassen, mit welchem so viel Würde, Ruhe und Seeligkeit der Menschen verbunden ist, daß, sage ich, wenn ich dieses vermag, der Gedanke abentheurlich wäre, wenn ich mich bereuen wollte, der unendliche Geist hätte sein Werk schlechter geordnet, als das schwache äußerst unvollkommene Bild, welches ich mir davon entwerfe. Ich kann unrecht haben, daß ich mir bei aller meiner Anstrengung die Welt doch noch schlechter vorstelle, als sie wirklich ist: aber daß ich mein Ideal übertreibe, daß die Welt sogar unter meiner Vorstellungsgatt seyn soll — das zu glauben — davon kann ich mich nicht überzeugen, ohne Unruhe in meiner Seele zu empfinden.

Der Zweifler.

Du scheinst nicht ohne Grund zu sprechen. So bald sich einmal alle Weltgegebenheiten unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt bringen lassen, so kann zwar dieser Gesichtspunkt falsch seyn, aber er schließt nicht eben darum einen bessern aus. Die Möglichkeit eines solchen Gesichtspunktes ist sodann erwiesen, und die

die Wirklichkeit scheint mir eine Folge zu seyn, so bald ich Gott zum Urheber der Welt mache. Einsichtsvollerer Menschen liegt es sodann ob, das Abgangige zu ersehen, das Gemälde zu verfeinern und das Mangelhafte deiner Vorstellungskarten zu berichtigten und zu ergänzen. Es kommt sodann darauf an, daß wir unsre Erkenntnis auf den Grad vervollkommen, daß wir fähig werden, den einzigen und wahren Gesichtspunkt zu finden, und zu erkennen.

Ich.

Diese ganze Untersuchung hängt also von der Frage ab: hat diese Welteinrichtung einen Zweck? Wenn alles einen Zweck hat, so muß auch diese Welt einrichtung ihren Zweck haben. Denn ich weiß nicht, wozu die Theile einen Zweck haben sollen, wenn das Ganze keinen Zweck hat? Der Zweck der Theile muß erst durch den Zweck des Ganzen bestimmt werden. Diese Theile haben diese Eigenschaften, weil sie Theile dieses und keines andern Ganzen sind, weil sie sich niemalen in dieses Ganze vereinigen könnten, wenn sie nicht diese Eigenschaften hätten. Oder können in einem gegebenen Ganzen sich Theile befinden, welche den Zweck des Ganzen verhindern?

Der Zweifler.

Unmöglich; oder wir haben kein Ganzes.

Ich.

Ich.

Es müssen also alle Theile der Welt ohne Ausnahme den Zweck der Welt beförbern. — Wenn nun die Welt einen Zweck hat, etwas, wornach ihre einzelne Kräfte streben, worin sie sich vereinigen, einen Grund, warum und wozu sie diese Eigenschaften haben, warum sie gerade so und nicht anders, nicht mehr und nicht weniger wirken; wenn alle Theile der Welt diesen Zweck beförbern, so hat jeder Forscher ein begründetes Recht sich die Frage zur Beantwortung und zum Gegenstand seiner weiteren Untersuchungen vorzulegen: Wohin will dies alles? wohin arbeitet die Natur? wohin arbeiten alle Bedürfnisse, alle Betriebsamkeit der Menschen? was soll dadurch wirklich gemacht werden? wie hängt das Gegenwärtige mit dem Vergangenen, mit der Zukunft zusammen? welcher ist der gemeinschaftliche Punkt, um welchen sich alle Weltbegebenheiten drehen? wenn alles Entwicklung ist, zu welchem Zweck, nach welchen Gesetzen entwickelt sich die Natur?

Der Zweifler.

Aber wie soll ich es anfangen, die Zukunft zu erforschen?

Ich.

Ich.

Jeder Theil der Welt stellt die ganze Welt vor; in ihm drückt sie sich ab. Wer im Stande wäre, die Bestimmungen und Eigenschaften eines einzigen kleinen Welttheils, alle ohne Ausnahme zu erkennen, würde aus jedem Theile die ganze Welt auf eine andere Art sehen und erkennen. — Diese ist die Erkenntnis Gottes. Gott sieht in allem jedes, und jedes in allem. Wir Menschen erkennen an jedem Gegenstand in jedem Moment unsres Daseyns nur so viel als wir nöthig haben. Diese Einsicht vermehrt sich durch die Uebung und vervollkommenung unsrer Kräfte. Jede Gegebenheit der Welt, die gegenwärtig geschieht, ist im Zusammenhang mit allen übrigen gleichzeitigen, sie gründet sich in allen vergangenen, und sie ist der theilweise Grund aller künftigen. In dem Gegenwärtigen ist also schon die Zukunft enthalten, oder, das Gegenwärtige ist schwanger von der Zukunft. Diese findest du, wenn du das Vergangene mit dem Gegenwärtigen vergleichst, oder noch besser, wenn du das Vergangene zur Zukunft machst.

Der Zweifler.

Wie soll ich das verstehen? wie kann erst werden,
was schon geschehen ist?

Ich.

Ich.

Lies jede Geschichte aus dem Gesichtspunkt, als ob sich das alles erst ereignen sollte; frage dich genau, ehe du weiter gehst, wenn du von den vorbereitenden und begleitenden Umständen dich genau unterrichtet hast: was müste nach diesen vorausgehenden Ursachen, bei dieser Stimmung und diesen Charakter der in dieser Periode handelnden Personen, unter diesen rege gewordenen Erwartungen, Leidenschaften und Interessen, bei diesen sich eröffnenden Aussichten für Vergrößerung, Ehre, Macht und Reichthum, bei diesen Allianzen und Verbindungen, und Verhältnis der Völker gegen einander, bei dieser Stimmung und Denkungsart des dermaligen Zeitalters, bei dieser Verschiedenheit und Uebergewicht gewisser Stände und Personen, bei diesem Mangel oder Ueberfluß des Geldes und Nationalvermögens erfolgen? Dann, wenn du selbst geurtheilet hast, lies weiter, und suche dich durch den weiten Erfolg der Geschichte zu überführen, ob du richtig vorhergesehen hast.

Der Zweifler.

Ich getraue mich zum voraus zu verbürgen, daß Meins Urtheile falsch seyn werden.

Ich.

Ich.

Es kann nicht fehlen, daß nicht im ersten Anfang und selbst noch einige Zeit späterhin, die Resultate unsrer Untersuchungen mit dem, was wirklich erfolgt ist, beinahe gar nicht übereinstimmen werden, aber selbst diese Fehler können dazu dienen, unsern Blick mehr zu schärfen; wir können dadurch finden, was wir genauer hätten erwägen sollen, wo der Grund liegt, warum diese von uns nicht berechnete Folge erschienen ist, welche Folgen diesem Grund eigen sind. Wir lernen also, bei einer künftigen Gelegenheit manche Umstände, die uns sehr unbedeutend waren, als wichtiger zu betrachten, und den Gegenstand selbst von allen Seiten zu beleuchten. Was kann es also schaden, wenn die ersten Versuche misslingen? wer ist jemals ohne Fehler klüger geworden? die Übung wird unsern Blick verfeinern, sie wird machen, daß wir nach und nach glücklicher rathen. Durch die Übung bilden wir uns zu jedem Geschäft; selbst der Staatskluge kann sie nicht entbehren. Durch die Erfahrungen, welche sich jeder sammelt, lernen wir sogar im Privatleben diejenige Vorsicht, mit welcher wir in unseren Angelegenheiten handeln, mit welcher wir andere minder erfahrene berathen, durch welche wir manchen bevorstehenden Unglück und Misserfolg so glücklich entgehen. Warum soll es also

also nicht möglich seyn, durch eine ähnliche Uebung das Schicksal der Welt und der Menschen einigermaßen vorher zu sehen. Dies würde um so gewiss sein geschehen, wenn ein philosophischer Kopf sich die Mühe geben wollte, eine Geschichte der vergangenen Zeiten, wenn es auch nur die Geschichte eines einzigen großen Reichs wäre, nach den zurückgebliebenen Materialien so zu ordnen, daß der Leser bey gewissen Revolutionen still stehen könnte, und an bei durch das vorhergehende genug vorbereitet wäre, um auf das folgende und kommende zu schließen. Er müßte ihm alle Voraussetzungen richtig vorlegen, um so dann von selbst folgern zu können. Wir haben noch keinen solchen Geschichtschreiter, der dies ganz genau erfüllte. Robertson nähert sich vielleicht diesem Ideal am meisten. Doch scheint er mir noch nicht ganz, was ich erwarte. Ich wundere mich um so weniger darüber, als es äußerst schwer ist, alle vorbereitende Facka mit ihren kleinsten Umständen gehörig darzustellen. Diese Schwierigkeit mag zum Theil daher kommen, daß die Specialgeschichte noch nicht zweckmäßig bearbeitet ist. Durch sie würden wir die Umstände, welche so entscheidend sind, genauer erfahren; denn für einen Geschichtsforscher dieser Art darf durchaus nichts Klein oder unerheblich seyn. In dieser Welt ist im Eigentlichen Verstand nichts Klein oder unbedeutend; oder wir müßten annehmen, daß

es darin Theile geben könne, die mit den übrigen in keinem Zusammenhange, die überflüssig, die folglich keine Theile dieses Ganzen sind, weil sie den Weltzweck nicht beförbern. Solche unnütze, überflüssige Theile, sie seien so klein als man will, sind wahrlich keine Beweise eines höchsten allsehenden Geistes, der alles zur Vollkommenheit ordnet, und bauet; sie sind und bleiben immerhin kleine, eines solchen Wesens unanständige, Kürzsichtigkeit oder Uebereilung verrätheende Mängel und Versehen.

Ist einmal der Leser auf diese Art gesimmt, daß er sich alles im Zusammenhang und nichts ohne Folgen denkt: so erhält jede Geschichte eine ganz neue und eigene Gestalt. Alle zerstreute Theile ordnen sich nun auf einmal in ein Ganzes, alles erhält Leben und Interesse. Nun sehen wir in der Verlegung des Kaiserlichen Sitzes von Rom nach Konstantinopel etwas mehr als eine bloße Veränderung des Orts; in der Entdeckung von America etwas mehr als die Vereinigung zweier sich fremder Haltkugeln. Wir können die Folgen, das, was durch sie mittelbar oder unmittelbar selbst in unsren heutigen Tagen wirklich geworden ist, mit großer Genauigkeit entwickeln. Wir werben gewahr, daß diese Gegebenheiten, so wie tausend andre, Veränderungen sind, wovon die Erschütterung in allen Theilen der Erde, selbst in den entferntesten Zukunft

punkt gefühlt wird. — Welche waren nun die nächsten, welche die entfernteren Folgen? wie ist aus dieser Veränderung des kaiserlichen Hoflagers das Deutsche Kaiserthum entstanden? wie ist zum Theil aus den Deutschen Wältern die weltliche Größe des Papstthums hervorgegangen? Wenn wir jede andere Gegebenheit auf diese Art in ihren entferntesten Wirkungen und Ursachen verfolgen: so müssen wir finden, wie in diesem großen, ungeheuern Gewölbe der Weltgegebenheiten ein Stein auf den andern drückt; wo der Schlussstein ist; wie sich durch diesen wechselseitigen Druck das ganze Gebäude erhält; wie aus dem kleinen Schneeflocken der unbedeutendsten Gegebenheit, der sich vom hohen Felsen der Zeit und Natur losreißt, mit Foet- und Herrunterrollen, sich die ungeheure Masse gestaltet, welche ganze Länder zerstößt, und Welttheile erschüttert. Durch Auflösung dieser und ähnlicher Fragen müssen wir uns überzeugen, wie in der großen Weltmaschine ein Rad in das andere greift, wie nichts sich hindert, wie Hindernisse befördern.

Erf voldana, wenn wir den Gang des Ganzen, und die Verhältnisse seiner Theile nach dem Maas unsrer Kräfte ergründet haben, werden wir im Stande seyn, einzuschätzen, näher zu bestimmen, was unser Kandkrieg, was wir zu erwarten haben,

was für uns sowohl, als für diesen, bleibenden, dauernden
haften Gut sey. Wir werden gewahr werden, daß
sich Familien und Völker selbst zerstören, dort zu
zähren, wo sie an ihrer vermeinten Erhöhung arbei-
ten; daß ihr höchster Glor der nächste und untrüg-
lichste Vorboten von ihrem Verfall sey; wir werden
sehen wie die Waage hier sinkt, um dort zu steigen,
wie das Untergehen des einen Ausleben des andern
ist; wir werden entdecken, daß dieses Fallen und Stei-
gen wesentliches Mittel zur Annahme des Ganzen,
zur Vollkommenung unsers Geschlechts sey; daß
dieser Wechsel planmäßig geschehe; daß die Natur
im politischen und moralischen, so wie in der physischen
Welt, nach einerlei Gesetzen wirke; daß sie alle diese
Veränderungen durch einerlei Kraft hervorbringe.
Wir werden finden, daß sich alles in allem gründe;
daß sich jede gegenwärtige Periode an eine vorherge-
hende anschließe, Folge von dieser sey, und durch
diese herbeigeführet werde; so wie am Ende dieses
ähnliche lebende Zeitalter Quelle und Vorberei-
tung aller künftigen wird. — Je mehrere und all
gemeinere Verhältnisse wir auf diese Art entdecken
werden, um so richtiger werden wir urtheilen. Das
Wohl und das Bessersein der Theile ist der Zweck
der Schöpfung und Natur. Aus diesem Wohl der
Theile entsteht das Wohl und die Vollkommenheit
des

des Ganzen; und selbst dieses Ganze vervollkommenet sich nur um der Theile willen, weil es eine reichere Quelle des Vergnugens für denkende und vorstelnde Kräfte werden soll, für Kräfte, welche an Ordnung und Uebereinstimmung so viel Gefallen finden. Wir sind Zweck, und zugleich um unsrer selbstwillen sind wir Mittel, und wir müssen bestragen: selbst durch Unfälle und widrige Schicksale beiragen, damit auch andere werden, um diese Ordnung zu gründen, um sie immer höher und anschaulicher zu machen, um dadurch die Quellen unsers Vergnugens zu vermehren. Dies macht, daß uns die Einrichtung der Welt erlaubt, nur eine und gerade nur diejenige Rolle zu spielen, welche dieses Ganze erfordert. Erfordert dieses in der Zeit, in welcher wir leben, unsern und unsers Vaterlandes Umsturz: so werden uns keine Klugheit und Ränke, keine Vorsorge und keine Anstrengungen, keine Macht und kein Flehen, keine Verträge und keine Bindnisse retten.

Man glaube nicht, daß wir darum unthätig werden, und weil wir dies wissen, alle Anstalten versäumen: die Bedürfnisse werden so zweckmäßig, so dringend entstehen, daß unsre Kraft zur Thätigkeit gezeigt wird. Aber hier geht es sodann, wie das Sprichwort lautet; wenn ein Kranker sterben soll, so versucht die Vorsicht dem größten Arzt den Kopf: und

wenn ein Volk zu Grunde gehen soll, so sind immer noch so viele anscheinende Mittel zu einer möglichen Rettung, die unsre Kraft reizen, und in der größern Verblendung der übrigen ihr stärkeres Gegengewicht haben. Wenn nach dem Plan der Vorsicht solche Zeiten erscheinen sollen, so gehen schon lange vorher unmerkbare vorbereitende Ursachen voraus; an der Spize dieser Völker treten sodann Menschen mit einer sehr zweckmäßigen Geistesstimmung auf. Diese sind durch Indolenz, Eigennutz, Übergläuben, durch das Uebergewicht von jeder andern Leidenschaft so sehr herabgestimmt, daß ihnen alles willkommen ist, was zum Verderben des Ganzen führt. Alle, welche besser ratthen könnten oder würden, sind verdächtig und unwirksam gemacht; man läuft der Gefahr in den Rachen, indem man ihr entgehen will. Neben diesen Theil der Erde liegt sodann eine Egyptische Finsternis, und das Herz seines Pharaos ist verhärtet. Keine anderen Bedürfnisse, als jene des gegenwärtigen Augenblicks, werden gefühlt; gegen diese allein sucht man Hülfe; und trifft Anstalten. Aber eben diese Anstalten werden den bestimmten zweckmäßigen Untergang um so gewisser beschleunigen; sie sind mit in der großen Reihe der Ursachen und Folgen als Ursachen des Untergangs, aber auf keine Art in der Eigenschaft der Rettungsmittel verschloßen. Kein Reich der Vorwelt hat ewig gedauert: die Reiche der heutigen

tigen Welt sind zuverlässig einem ähnlichen Schicksal unterworfen; so wie alles, was unter der Sonne ist, veränderlich ist, um seinem Zweck, seiner Bestimmung näher zu rücken. Jede menschliche Einrichtung führt bei ihrem ersten Entstehen schon den Keim ihrer Verzögerung mit sich. Alles muß sich verändern, damit es unserm Geist während seiner Dauer nicht an Vorstellung gebreche; Dinge müssen ihre erste Form verlieren, damit andere erscheinen.

Auf diese Art können wir wissen, wo die moralische und politische Welt dermalen steht. Aus dem Weg, den sie bereits zurückgelegt, müssen wir vermuten können, welchen Weit noch ferner zu hinterlegen, welche weitere Rolle zu spielen, wir von der Vorsicht bestimmt sind.

Du sollst weiter bei jeder merkwürdigen Begebenheit und Erscheinung in dieser Welt mit deinen Gedanken verweilen, erforschen, einsehen lernen, dich in dieser Einsicht üben, dich befragen, welche Folgen sind durch diese gegebene Begebenheit hervorgebracht worden? in welchem Verhältnisse steht solche mit dem Zweck der Welt, mit der Vollkommenheit unsres Geschlechts? wohin führt sie? was und wie viel ist noch heut zu Tage sichtbare Folge davon? in wie ferne wir-

B. 4. — 23.

Den diese tausendjährige Begebenheiten und Einrichtungen der ältesten Welt auf unsren heutigen Zustand? wie ist dieser durch jenseitlich geworden? welche sind zwischen diesen beiden Extremen die Mittelstufen? was werden sie noch in der Zukunft veranlassen? wie haben sie sich durch diesen ihren ganzen Lauf modifizirt? welche Gestalt war ihnen am günstigsten? welcher weiten Modificationen, Abänderungen, Zusätze und Einschränkungen sind sie noch weiter fähig? welche Form ist der heutigen Welt am angemessensten? was muß noch vorhergehen, um diese Idee, Grundsatz, Meinung geläufiger zu machen? durch welches Bedürfnis können die Menschen darauf aufmerksam gemacht werden? welche Meinungen schlämmern, so zu sagen, im Verborgenen und Hintereinhalt, lauern dort auf eine neue günstige erweckende Ursache? welchen Vortheil, Schaden wird sodann die Welt davon haben? wie verhält sich dieser Schaden, Vortheil zur Totalsumme menschlicher Glückseligkeit, zum Wohl des Ganzen?

Der Zwelfter.

Diese Fragen würden leichter zu beantworten seyn, wenn die Welt allzeit einen ordentlichen Gang hielte

te. Aber wer ist ihm Stande alle Zufälle und außserordentliche Ereignisse, die so häufig kommen, richtig vorherzusehen?

Ich.

Eigentlich giebt es keinen Zufall, von dem man im strengsten Verstand sagen könnte, daß er durch gar keine vorbereitende Ursache sei herbeigeführt worden. Diese Ursache liegt meistens in dem Kleinen, das wir verachten, und vorbeigehen, daß wir unsre Aufmerksamkeit nur auf gewisse hervorstechende Besgebenheiten richten, oder ihre Folgen nicht gehörig und vollständig entwickeln; kurz, in dem Einseitigen unsrer Vorstellungskraft. — Läßt aber auch wahr sein, daß wir nicht alles vorhersehen können, sollen wir darum gar nichts vorhersehen, und diese Uebung gänzlich unterlassen? Thue also, so viel du kannst, und suche indessen, so weit du es vermagst, zu bestimmen, was nach dem ordentlichen Lauf der Natur bey diesen vorausgegangenen und begleitenden Umständen erfolgen mußte. Du wirst aber anbey sehr wohl thun, wenn du alle noch zu machende Entdeckungen so viel möglich in Anschlag bringst. Es kann deren noch geben, welche ganzen Welttheilen, dem ganzen Menschengeschlecht einen Umschwung geben. Die Erfindung der Schrift, der Magnetnadel, des Pulvers, der Buchdruckerei, die Entdeckung von Amerika

rika waren schon solche allwirkende sehr schwer vorherzusehende Erscheinungen. Es kann deren noch mehrere geben; die Natur und Kräfte der Menschen sind noch nicht erschöpft. Wir haben sogar in unsren Tagen erlebt, daß man endlich zu Stande gebracht, was man noch vor einigen Jahren als Thorheit und Unmöglichkeit veracht hat. Wir haben erlebt, daß sich die Menschen selbst der Lust bemächtigt haben, daß sie solche durchschiffen. Es würde eine unverzeihliche Kurzsichtigkeit und Nachlässigkeit seyn, wenn man diese große Erfindung für unerheblich, als ein Spielwerk betrachten, und aller weitern Verfolzung unfähig erklären wollte. Von dem Entstehen einer Kunst bis zu ihrer ardenten Vollkommenheit, vom ersten ausgehohnten Baum bis zum Linienschiffe sind Jahrtausende verflossen; und ich bin versichert, daß auch diese Erfindung, die noch in ihrer Kindheit ist, zu einer Vollkommenheit aedeihen wird, durch welche noch größere nur durch diese Erfindung mögliche, noch gar nicht vermutete Entdeckungen gemacht werden, durch welche das ganze Menschengeschlecht eine der ardenten Modificationen erfahren wird. Es würde sehr unphilosophisch seyn, blos nach dem gegenwärtigen zu schließen. Was hat der Geist des Menschen, wenn einmal das Bedürfnis darnach regt geworden, noch unvollendet gelassen? Wann werden wir endlich einmal einsehen lernen, daß uns

sehr

sehr mögliche Dinge unmöglich scheinen, weil die noch nöthigen vorbereitenden Mittelerfindungen manzeln? Auch diese mußt du, so viel du kannst, mit in deinen Plan aufnehmen; du mußt bedenken, welche Felder dem Ersinnungsgeist der Menschen zur weiteren Bearbeitung noch frey und offen stehen.

Der Zweifler.

Wer kann dieses so genau vorhersehen, was Menschen noch fernerhin thun, oder erfinden werden?

Ich.

Freilich nicht ieder kann das, aber der vereinigten Bemühung der Menschen, demjenigen,
cui mens divinior, atque os

Magna sonaturum, des nominis hujus honorem. Erforsche zu diesem Ende die Erwartungen der Menschen sammt ihren dringendsten Bedürfnissen. Du kannst vielleicht vorhersehen, welche Strasse die entseeliche Wirksamkeit des menschlichen Geistes noch durchwandern und einschlagen werde. Jede solche Aufgabe, wäre sie auch nach deinem ersten Dafürhalten lächerlich, oder unmöglich, wird dich neue Verhältnisse, einen neuen Zusammenhang der Dinge lehren, sie wird dein Vorhersehungsvorwürfen schärfen und üben. Wie also, wenn die Menschen die Kunst, die Lust zu durchschiffen, noch zur höchsten Vollkommenheit bringen solls-

sollten? wie, wenn dereinst der Anbau der Brodfrucht in Europa gedeihen sollte? welches Folgen brächte dieses in der Sittlichkeit der Menschen, im Handel, in der Staats- und Kriegskunst, in der Schiffahrt hervor? welche bisherigen Anstalten würden dadurch überflüssig und entbehrlich? welche sogar schädlich? welche neuen würden dadurch nothwendig? welche Menschenclasse würde am meisten gewinnen? welche verlieren? welche allgemeine Eährung würde diese Entdeckung verursachen? welche neuen Bedürfnisse würden die so verschiedenen Stände der Menschen dadurch führen? welche Mittel würde ihre Schlaueit ergreifen, um dem sich daraus ergebenden Schaden auf einige Art zu begegnen?

Der Zweifler.

Gerechter Himmel! welche Fragen? welche neue Arbeit gibst du uns zu unsern tauend drinenden Beschäftigungen hinzu? Wo sollen wir die Zeit und Ruhe finden, um diesen allem nachzudenken?

Ich.

Aber eben dies, daß wir für die wichtigste Gegenstände unsrer Erkenntnis so sehr wenig Zeit übrig behalten; daß die überflüssige gedankenloseste Aemter alle

alle unsre Kräfte erschöpfen; daß wir um des lieben Mauls willen Heri und Kopf preisgeben müssen; daß die Nahrungssorgen alle Sorgfalt für unsren Geist verschlingen: dies alles denke, ich soll anschaulich beweisen, wie weit wir zurück, wie sehr noch von der höchsten Stufe der Cultur entfernt sind. Es bringt wahrlich unserm Zeitalter keine Ehre, daß noch zur Stunde drei einzige Wissenschaften alle öffentlichen Stellen unter sich getheilt haben; daß diesejenigen Kenntnisse, welche der Grund aller übrigen sind, Philosophie und Geschichte, ihren Mann noch nicht ernähren können; daß die Weltweisheit noch zu keinem Gewerbe geworden, das hinlänglichen Lebensunterhalt verschafft, indessen der Gauner, und der Possenreißer, und der Tänzer, und der Kunstmaler oft im Überfluss leben, aller Orten gesucht werden, und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erhalten. Dies beweist doch wahrlich, daß unsre Menschen mehr für den Gaumen, für ihre Augen und Ohren als für ihren Geist besorgt sind. — Die Kenntnisse, von welchen ich hier spreche, sind also nicht unmöglich. Aber wie du siehst, das Interesse fehlt, um Untersuchungen dieser Art anzustellen. Läß nun dieses Interesse entstehen, und es kann nicht fehlen, der Geist der Menschen, der noch alles erforscht hat, wozu er aufgeordnet wurde, wird auch in die erste Fack durch den Lauf der Zeit, und durch fortgeleit-

immer mehr geläuterte Beobachtungen erstaunende Vorschritte machen; er wird Wunder entdecken; diese Entdeckungen werden machen, daß Gott und die Welt dem Menschen größer und ehrwürdiger erscheinen. Tausend Gegenstände unsrer Begierden werden uns dadurch gleichgültiger, vielleicht gar verächtlich werden, da wir ihren kleinen Ursprung, ihre Bestimmung zu höheren Absichten entdecken. Dies muß in den Handlungen der Menschen sehr viel ändern, und für ihre Ruhe und Sittlichkeit nicht ohne große Folgen seyn.

Wenn wir Menschen, von unsrer ersten Jugend an, den kürzesten Weg geführet würden; wenn uns sogleich, statt dertausend Umwege, der einzige und wahre Gesichtspunkt angezeigt würde; wenn wir nicht erst nöthig hätten, in unsrer spätern Jahren zu vergessen, was wir in unsrer Jugend mühsam erlernet haben; wenn sodann sogleich möglich wäre, unsre ersten Irrthümer so sehr zu vergessen, als es nöthig ist; um für die Wahrheit empfänglich zu werden; wenn Eitelkeit und Unterhalt weniger die Absicht unsres Lebens wären; wenn uns nicht das Gehirn mit einer Menge von leeren Worten, unnützen Speculationen, Spitzfindigkeiten der Schule, und ganz entgegesezten Begriffen angestfüllt würde; wenn die Menschen die Sinnlichkeit und Verstreuung weniger liebten;

ten; wenn sie sich nicht selbst so viele unnütze Seelenleidende Geschäfte machten, auf welchen sich am Ende ganze Zweige der Erkenntnis, und eben so unzähliger Wissenschaften gründen, wovon sich ganze Stände reichlich ernähren; wenn nicht diese alle übrige Zeit hinweg nähmen; wenn wir die Kunst, unsre Zeit fehlerig einzuteilen, besser verstünden, und unsre Geschäfte nicht ohne Noth verbielfältigten; wenn die Aufmunterung größer, und das Interesse lebhafter wäre; wenn ein Mensch durch die größte aller Kenntnisse in unsrer bürgerlichen Ordnung seinen Unterhalt finden könnte; wenn das Studium der Geschichte und Weltweisheit nicht noch immer als bloße Hülfs- und Nebenwissenschaften betrachtet würden; wenn man einsehen wollte, daß sie der Grund unsrer ganzen Erkenntnis sind; wenn diese sodann weniger Gegner und Verleumder fänden, ihre Kenner ruhigere Tage leben könnten; wenn sie eben so gut zu einträglichen öffentlichen Aemtern führen würden — wenn, sage ich, dies alles wäre; so würden wir großer Dinge fähig seyn; die Sittlichkeit und Aufklärung würden große Vorschritte machen; wir würden weniger Schwierigkeit finden, uns in diesen Kenntnissen, von welchen ich hier spreche, in einem sehr hohen Grad auszuzeichnen; wir würden solche Fragen sehr geläufig beantworten; wir würden vielleicht in der Zukunft, wie in einem offenen Buch, lesen.

sen. Aber so lang es so wie dermalen geht, kannst du nicht anders als Recht behalten.

Der Zweifler.

Du nennst so viele Wenn, und du machst so viele Voraussetzungen, daß der Fall, von welchem du sprichst, in Ewigkeit nicht eintreten kann.

Ich.

Dieser Fall wird so gewis eintreten, als ich hier mit dir spreche. Dieser Unrat, in welchem sich unsre heutige Menschen den Kopf verderben, ihr Gedächtnis beschweren, die Zeit zu allem bessern rauben, und sich doch dabei weise dünken, wird ihnen bei einer sich immer verändernden Lage, bei einer notwendig gewordenen neuern, auf die Umstände passenden Erkenntnis, so viele Unbequemlichkeiten verursachen, daß sie am Ende das Lächerliche ihrer bisherigen Thorheit einsehen, und alle diese unnütze, drückende Last von sich werfen, um sich besser zu heraus. Ganze Wissenschaften werden hinwegfallen, unsre Büchersäle werden ihren barbarischen Unsinn ausstoßen, um den spätern ungleich vernünftigeren Ankommlingen eine besser verdiente Stelle anzubieten. Es ist sehr kurz, daß ich lebe, und noch kürzer, daß ich denke; und nur seit dieser sehr kurzen Zeit, wie sehr haben sich die Dinge geändert? Was vor
steans

zwanig Jahren noch als hohe Weisheit gelehrt wurde, wird nun als Thorheit verlacht. Es wird noch mehr geschehen. Durch die neuen Situationen des Lebens werden neue Wissenschaften nothwendig werden, und andere aus einer mehr als tausendjährigen Verachtung hervorgehen. Diese werden nach und nach alles verdrängen, was auf seichten Gründen gesauet ist; die sich mit dem Lauf der Zeit täglich häufende Menge erkennbarer Gegenstände wird uns nöthigen, alles zu vereinfachen, und das Unnötige hinwegzuwerfen. Freund! unsre Bedürfnisse, unsre Hoffnungen und Aussichten sind die besten Reformatoren. Von diesen können wir mehr erwarten, als von aller Unterstützung der Großen; denn eben diese Bedürfnisse werden dieser selbst nicht schonen, und von ihnen erspüren, was sie vermalen noch verweigern. O! die Zeit ist ein großer Arzt! keine Krankheit der Seele ist so hartnäckig, daß sie ihrer Heilart widerstehen könnte. Kaum erscheint in unsern Tagen ein mäßiges juristisches oder theologisches Werk, da noch vor wenigen Jahren die Welt mit Folianten aus diesen Wissenschaften überhäuft wurde. Und selbst das wenige, was noch in diesen Fächern geschrieben wird, erscheint in dem Zuschnitt des Zeitalters, im neumosischen Kleid, und bahnt der Geschichte und Weisheit immer mehr den Weg. Nur erst seit kurzem fangen wir an, Materialien zu sammeln. Unsfern

sfern späteren Nachkommen ist es vorbehalten, solche zu ordnen, Schlüsse zu ziehen, die Anwendung zu machen, und sodann weiter zu rücken. Wir müssen noch mehr sammeln und beobachten, ehe wir dauerhafte Systeme aufführen. Bis bisher raten und vermuten wir nur; das ist alles, was wir können. Was können wir also von dem Gang der Weltbegebenheiten wissen, wir — die wir kaum angefangen haben, aus der Geschichte etwas mehr als die Entscheidung rechtlicher Fälle und Denksprüche, oder bei Gelegenheit unsrer critischen, antiquarischen und phisiologischen Untersuchungen, die Erläuterung dunkler Stellen älterer Schriftsteller zu lesen? Voltaire war so zu sagen der erste Geschichtschreiber, der eine Geschichte der Menschheit geschrieben hat. Ich verzeihe dem Mann manche Unrichtigkeit seiner Erzählungen um des Geistes willen, welchen er in die Geschichte gebracht hat. Vor ihm war die Staatswissenschaft der höchste Gesichtspunkt der Geschichte. Seit ihm finden wir noch mehr darin. Wir halten nun alle Nationen aller Zeiten zusammen, und nun lesen wir die Geschichte unsers Geschlechts, die Entwicklung unsers Geistes. — Wir werden noch fühner: wir vergleichen das Gegenwärtige mit dem Vergangenen, und wir schließen von dem, was geschehen ist, von dem, was wirklich geschieht, auf dass, was noch vereinst geschehen soll.

Der

Der Zweifler.

Wir würden hierin weiter kommen, wenn es möglich wäre, an den Geheimnissen der Hölle Theil zu nehmen.

Ich.

Von dem was nach Jahrtausenden für die Welt für das Menschengeschlecht erfolgen soll, kann ein aufgeklärter, unbefangener, philosophischer Geschichtsforscher schon allein aus den kundgetoernten Thatsachen weit richtiger urtheilen, als mancher große Staats- und Geschäftsmann. Dieser letztere begeht meistens den sehr großen Fehler, daß er Welt und Menschen zu einseitig, aus einem zu engen Gesichtspunkt beurtheilt, ganz in der Beziehung auf das, wovon seine Seele voll ist, auf das Schicksal seines Staats. Dieser ist ihm die Welt, der höchste Gesichtspunkt, den er hat; was darüber ist, scheint ihm nicht besser als Chorheit. Alles übrige sieht er mit geringerer Theilnahme und schwächer. Der Mann, dem die Vervollkommenung der Welt und des Menschengeschlechts ein utopischer Einfall heist, der seiuen Staat nicht als einen weiter untergeordneten Theil eines grösseren Ganzen betrachten kann, der folglich die ersten und nothwendigsten Prämisse einer Welt- und Menschengeschichte läugnet, ein solches

C 2

Mann

Mann kann niemalen die, sich daran ergebenden Folgen ziehen; er wird falsch schließen und urtheilen; oder vielmehr, er wird über seinen Staat hinaus nichts weiter sehen, weil er nichts weiter vermuthet. Nicht so der philosophische Geschichtforscher. Dieser urtheilet aus vorliegenden, unlängbaren Thatsachen; er vergleicht; er schließt von Folgen auf Ursachen, von Ursachen auf Folgen; von dem, was bisher geschehen ist, auf das, was nach Jahrtausenden für die Welt, für alle Menschen geschehen soll; er, der ein größeres Ganzes vor sich hat, kann, sich leichter mit großen Vorsehenheiten begnügen. Der Staatsmann kann richtiger urtheilen, was nach 20, 50, oder hundert Jahren in Beziehung auf seinen Staat, oder auf andere Länder, mit welchen sein Land in einem näheren Verband steht, geschehen werde. Das zu nützen ihm seine geheimen Papiere, die er vor allen andern benutzen kann. Aber wenn die Blicke des Staatsmannes zugleich weltbürgerlich sind, dann erst entsteht der Geist, der der fernsten Zukunft den Schleier hinwegreißt; und vom Schicksal der Welt, Menschen und Nationen, wie von einer gegenwärtigen Thatsache spricht. Nun auf deine andern Einsprüche auch eine Antwort.

Wenn du keine andere Beschäftigung hast, so bleibt diese noch immer die best. Du lernst dadurch von Zeit

Zeit zu Zeit neue Verhältnisse kennen; du überzeugst dich immer näher von der seligsten aller Lehren, von dem Zusammenhang und der Güte der Welt. Du kennst doch einsehen, was darum vermahlen noch vorhanden ist „weil keine Brodfrucht gebauet“; weil die Lust von Menschen nicht durchschaut wird. Du kennst die Folgen des Alterbaues kennen, was sich auf diesem ganz allein gründet, was mit diesem verloren ginge. Und wenn auch eine Menge falscher eingebildeter Schlüsse mit unterläuft, was liegt daran? Sind denn die Menschen jemals in irgend einer Sache zur Wahrheit gelangt, ohne vor alle damit verwandten Stufen des Irrthums zu durchlaufen? — Oder wenn dir dieses zu weit herüber geholt scheinen sollte, hier sind die Aufgaben verändert, wie du sehn wirst. Wäre wohl nicht im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert die Aufgabe von den Folgen der Entdeckung eines vierten Welttheiles in den Augen der dortmaligen Geister nossen eine lächerliche, oder wohl gar rosende Aufgabe gewesen? Nun haben sie statt der Menschen Natur und Geschichte auf eine unüberlegliche, uns nachahmliche Art beantwortet. Wie oft soll unsre Erüchtigkeit noch lachen? Wie oft sollen wir noch durch Thaten überführt werden, daß wir nur begreifen können, was „vor unsern Augen“ liegt, daß wir sehr gut empfinden, und sehr wenig vorhersehen?

— Ober wogu dir auch dieses nicht gefallen sollte, so las uns bei einer Thatsache stehen bleiben, erwähle diese zu deiner Übung.

Durch welche Veranlassung sind nach und nach diese grossen stehenden, disciplinirten Armeen entstanden? in wie fern haben solche unsre Staatsverfassungen geändert? welche ferneren Anstalten wird ihr Unterhalt nochwendig machen? werden sie allzeit seyn? welche Umstände, welches Bedürfniss könnten ihnen gefährlich werden, und den Untergang bringen? wie wird dieses Bedürfniss geweckt, und herbeigeschafft werden? was wird dieses sodann unter Völkern, im Gleichgewicht von Europa, in der Industrie des Menschen, in der Verschiedenheit der Stände, im Handel, Sittlichkeit, in jeder Staatsverfassung selbst, für Folgen herausschaffen? welche Lüere würde diese Abänderung verursachen? wodurch würde diese Lücke erzeugt werden?

Solche Aufgaben entzünden den Menschen vom dem unphilosophischen Wahn, als ob das alles, was heut ist, allzeit gewesen wäre, allzeit und in Ewigkeit seyn müsste; sie belehren, daß alles ein Kind der Zeit und der Umstände sei; sie führen uns auf die Vergangenheit und Entstehung von jedem Ding, und zeigen

gen es unter jeder Form, die es durchlaufen muß. Sie belehren uns anschaulich, daß, wie sich der Grund von jedem Ding verändert, alles, was sich darauf gründet, ebenfalls verändern müsse. Sie demuthigen den Stolz mancher Stände, die sich aus einem thörichten Irrthum mit der Welt gleich als denken, und von ihrer weltlern Dauer als untrennbar betrachten. Wer das Niedrige seines Entstehung weiß, und seinen bestimmten Untergang vorhersehen kann, der muß geneigter werden, andere mit größerer Mäßigung und Bescheidenheit zu behandeln. Auf diese Art lehren diese Übungen jeden einsehen, daß die Vorrechte aller Stände auf einer Unvermögenheit und Schwäche, oder freiwilligen Anerkennung der Menschen, auf den Vortheilen, die ihnen durch diese Anerkennung zugehen, allzeit beruhen. Sie lehren also auch einen, daß manches durch den Lauf der Zeit zum Schaden gereichen könne, was seinen Ursprung nur Wohlthaten zu verbankten hat. Sie gründen noch ferner eine Fertigkeit, eine Menge von Gegebenheiten in einem einzigen Blick zu überschauen, die entferntesten Folgen vorherzusehen. Sie unterrichten und belehren uns, alles Uebel mit Erfolg bei der Wurzel anzugreifen, statt den schädlichen Hauptstamm stehen zu lassen, und nur einige Nebenzweige zu bezauen. Sie beweisen endlich, daß nicht jeder unmittelbarer Vortheil wahrer Nutzen, so wie nicht jeder

der unmittelbarer Schaden wahrer Schaden, sondern beides erst durch die entfernteren und letzten Folgen werde. — Dieses Untersuchen, dieses Forschen in dem allgemeinen Zusammenhang der Dinge wird deine Begierden ordnen, wird dich mit der Welt aussöhnen, die Quellen deines Vergnügens und deiner Glückseligkeit vermehren, deine Schmerzen vermindern, und das Schwarze deiner Einbildungskraft verscheuchen. Es wird dich überzeugen, daß alles, was moralisch gut oder böse ist, sich nach dem Standort richte, aus welchem man die Welt überschaut; daß die engeren Interessen die Quellen unsers Misvergnügens sind; daß in Rücksicht auf das Ganze nichts böse, alles gut, alles größte Harmonie und Ordnung sey. — So viel liegt daran, ein Prophet des Vergangenen zu seyn. Um die Zukunft zu wissen und zu erforschen, muß diese Uebung vorhergehen, denn die Zukunft ist nicht schwerer, als das Vergangene zu errathen. Bei dem ersten schließest du von der Ursache auf die Folgen; bei dem letzten von den Folgen auf die Ursache. Wer den Zusammenhang der Dinge kennt, schließt von dem einen so gut als von dem andern, und auf diese Art bilden sich die Seher; sie dringen in die Zukunft, indem sie das Gegenwärtige mit dem Verzögerten vergleichen. Alle Weissagung ist im Grunde nichts weiter, als die Erwartung ähnlicher Fälle, als ein sehr geschrägtes Vorhersehungsvor-

vermögen, als richtige Erfahrung und Klugheit. Sie gründet sich wie diese, auf der Voraussehung, daß ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen; daß jede Folge ihrer Ursache ähnlich ist, und sich mit dieser verändert. Dies kannst du wissen ohne alle kabbalistische Zeichen und Zahlen, und deine Aufmerksamkeit und dein Forschungsgesetz werden bei dir die Stelle unsichtbarer übernatürlicher Wesen vereinnahmen, von welchen du vergeblich erwartest, was du ungleich besser durch dich selbst, durch die Übung und Anstrengung deiner Kräfte erhalten kannst. Alles beruht auf den Grundsätzen, von welchen du ausgeschlossen wirst, wenn du nicht auf sie schaust.

Der Zweifler.

Wieche sind über diese Grundsätze?

Ich.

Du mußt dich überzeugen, daß es der Willen nichts ohne Ursache und Vorbereitung geschehe; daß alles darin bloß Entwicklung einer primitiven von Gott gegebenen Anlage sey; daß in dieser ersten Weltbegebenheit, in dieser ersten Entwicklung der Kräfte der Grund liegt, warum unter so vielen andern möglichen nur diese und keine andere Folge sichtbar geworden; daß die dritte und vierte, so wie alle übrigen folgenden Begebenheiten, das Ver-

an.

E 5

gan

gangene, Gegenwärtige und zukünftige wesentliche Folge dieser ersten Anlage sey; nichts weiter, als eine Reihe von Folgen und Ursachen; daß diese Anordnung der Welt die beste, und folglich die einzige mögliche sey; daß also, wenn wir uns nicht in Spießdigkeiten des Schule verwickeln wollen, alle möglichen Dinge, wo nicht in der That, doch in ihrer Ursache wirklich sind; daß also alles, was nicht wirklich ist, unmöglich sey, und zu keiner Zeit wirklich werden könne; daß sich mit einer andern primitiven Anlage die ganze Succession der Welt, und ihrer Theile würde geändert haben; daß also in diesem einzigen ersten Datum der Grund der spätesten Zukunft unausbleiblich mittelbar oder unmittelbar enthalten sey; daß alles gegenwärtige mit allem gleichzeitig folgenden und vorhergehenden auf's genauste zusammenhänge; daß es in der Welt keine kleinen, und noch um so weniger grosse, isolirte Begebenheiten gebe; daß der unendliche Reichtum und Vorrath der Natur sie nicht gestatte, sich blos unter anderen Namen zu wiederholen; daß ihr sicherer Gang vom Kleinsten, zum minder Kleinsten durch ununterlässliche Abstufungen zum Größern ohne allen Sprung forschreite; daß Individua sowohl

als

als das Ganze diesen Gang genau bedachten; daß einige der ersten schneller vorrücken könnten, indem das Ganze zurück bleibt; daß der Vorschritt des Ganzen erst durch unzählbare Vorschritte der einzelnen Theile merkbar ist, und dadurch den Anschein eines Sprungs und einer Lücke veranlaßt; daß also in der Natur in den Theilen sowohl als in dem Ganzen jener vorhergehende Zustand nur Vorstellung sey, um einen weiteren bestern hervorzubringen; daß also in der Natur durchgehends aus der unendlichsten Mannigfaltigkeit die eindrücklichste Einheit hervorlechte.

Der Zweifler,

Dies sind starke Voraussetzungen.

Ich.

Und doch sind sie wahr.

Der Zweifler,

Du berufst dich hier durchaus auf Sätze, welche alle eines weiteren Beweises bedürfen sind.

Ich.

Welche sind diese Sätze?

Ob.

Der

Der Zweifler.

Dass alles seinen Grund, seine Folgen, seinen Zweck habe; dass alles im Zusammenhang sey; dass keine Ursache von ihrer Wirkung kenne getrennt werden; dass diese einander durchaus ähnlich seyen; dass nichts ohne Sprung geschehe; u. s. w.

Ich.

Du nennest Grundwahrheiten, welche sich durch Vernunftgründe sehr gut beweisen lassen. Diese sind aber zum Theil zu abstrakt, als dass ich dir hier die dazu nothige Anstrengung verursachen wollte. Dies soll bei einer andern Gelegenheit für alle, welche das zu Lust und Fähigkeit haben, in einer eigenen Abschöpfung geschehen. Hier liegt mir ob, dir die Thatsachen so vor Augen zu legen, den Gang der Welt so darzustellen, dass du ohne grosse Anstrengung alle diese Säze von selbst davon absondern kannst. Die That selbst soll dich überschreiten, dass wir sowohl als die Welt uns zur Vollkommenheit entwickeln.

Der Zweifler.

Dann sollte ich glauben, müssten wir einige und zwar merkliche Spuren dieser wachsenden Vollkommenheit gewahrt werden. Unser Zeitalter müsste in jeder Rücksicht alle vorhergehenden an Vollkommenheit übertreffen. Wir selbst müssten einsichtsvoller, lischer, besser als unsre Vorgänger seyn.

Ich.

Ich.

Dies sind wir auch.

Der Zweifler.

Welche Zauberin doch unsre Einbildungskraft ist;
Was wir nicht gewahr werden, wenn wir uns vornehmen,
etwas zu sehen, was nicht ist!

Ich.

Wie so?

Der Zweifler.

Zeige mir, wenn du kannst, diese höhere Sittlichkeit und Vervollkommenung? wo soll ich sie finden?

Ich.

Willenthalben, wo du nur deine Augen hinwenden willst. —

Der Zweifler.

Gut; So lasst uns zum Beweis den Anfang mit denjenigen Ständen machen, bei welchen man die größte Verfeinerung mit Grund zu erwarten hat. — Bei den höhern Ständen, bei Hof- und Weltleuten.

Ich.

Wie du willst. —

Der Zweifler.

Wenn unter diesen wahre Sittlichkeit und Ausklärung wäre, so möchte man bei solchen diejenigen

Wirt-

Wirkungen gewahr werden, welche nach deiner eignen Ausserung natürliche Folgen dieser beiden sind: — Geselligkeit und Liebe aller Menschen, Mässigung ihrer Leidenschaften, innerliche Ruhe, Zufriedenheit mit ihrer Lage und Stand, höchste Läuterung der Absichten, Uneigennützigkeit, Schonung und Achtung anderer, Selbsterlängnung, Ergebung in den Willen der Vorsicht. Diese müste man finden?

Ich.

Ganz gewiss; wenn sie den höchsten Grad der Cultur schon erreicht hätten.

Der Zwetsler.

Man was finden wir statt bessen? Du mußt finden, daß sich ihre Geselligkeit selten über ihresgleichen erstreckt, selten weiter, als die Bedürfnisse wechselseitig sind, wo Geld und Macht weniger vermagten. Sie hoffen und äußern Liebe, wo sie nicht bestehen oder die Dienste anderer erkaufen können. Und selbst hier ist der Zwang sichtbarer, als die Natur. Diese zuvorkommende Höflichkeit, diese Freundslichkeit ist vielmehr eine Art von List, eine Echlinge, welche man der Gutmüthigkeit derer legt, welche man braucht, um zu irgend einer Absicht zu gelangen. Das Herz weiß von dem allem nichts; das innere Wohlwollen mangelt; Hab- und Herrschaftsucht usw.

usurpiren die aussenseite der Liebe, und verbergen sich unter der hülle der urbanität; sobald die Gewalt weniger vermag. So wie der Zweck erreicht ist, werfen sie die Masque von dem Gesicht und erscheinen dem, der ihnen nothig war, in ihrer wahren Gestalt. Dieser sieht sich sobann getäuscht. Solche Erfahrungen machen am Ende klug. Der hinterhangene Theil fängt an, durch diese Täuschung zu sehn. Er fehrt die Waffen gegen den Feind; er fühlt, daß ihm diese Täuschung zu seiner Erhaltung und Vertheidigung nicht minder nothwendig ist. Nun ergreift dieses Uebel auch niedrigere Stände: alle Offenheit geht verloren; es entsteht ein unaufhörlicher Kampf von List gegen List. Leere Worte, Verbeugungen und Versicherungen ohne Ende und Namen, bloße Gebehrden, Affektation und Grimassen, Deuchelei und Verstellung treten an die Stelle der Offenheit und des Wohlwollens, und verrathen densjenigen, der zu feig ist, um öffentlich zu schaden. Du glaubst Herzensfreunde zu sehn; sie lassen und umarmen sich, indem sie sich verfluchen, und den Sturz und Untergang geschworen haben. Hier entsteht sodann das, was so sehr gefällt, was so viele Nachahmer und Bewunderer findet, was man Weltgeschrank nennt.

Quel parlar facondo lusinghiero e scorto

Pieghaveli costumi, e vario ingegno

al finger pronto, nell' inganar acoorto,
 gran fabro di calumnie, adorne in modi
 Nuovj, che sono accuse, e pajon Lodi.

Dies also, was die Welt Gefälligkeit und Artigkeit nennt, hat nichts weniger als wahre Güte des Herzens zum Grund. Sie hindert vielmehr durch das Steife, durch die Zurückhaltung, welche durch sie nothwendig wird, alle wahre Geselligkeit, Liebe und Vereinigung. Diese Artigkeit hat der sadesten, willkürlichen Unterscheidungen so viele erfunden, so viel über Höflichkeit raffiniert, daß sie zum Hauptstudium, und zum ersten Gegenstand unsrer heutigen Erziehung, und zugleich zu einer neuen Quelle des bittersten Hasses, des Streits und der Zwietracht geworden. Diese Artigkeit ist die leere Hülle von dem, was wir eigentlich seyn sollten. Dieser Honig im Mund kommt niemalen aus dem Herzen. Da thronen Schadenfreude, Verleumdungssucht, Neid, Bitterkeit, und Galle. Wir wollen andere hinterlisten, wir wollen durch unsrer Getragen für etwas angesehen werden, was wir nicht sind; wir wollen uns unterscheiden, und unsre Mitwerber übertreffen. Wie sind herablassend aus Stolz; unser feincres Getragen soll andern unsre bessere Abkunft beweisen; andere, an deren Beifall uns gelegen ist, welche zu schwach sind, als daß sie den Menschen nach seinem innern Werth beurtheilen könnten, sollen nicht ges-

gewahrt werden, daß wir mit jenen Ständen und Clas-
sen gelebt haben, welche die Verachtung und Gering-
schätzung der höheren Stände erfahren; diesen wollen
wir durchaus gleich seyn, bei ihnen Zutritt erhalten
ihre Achtung verdienen. — Diese sind die wahren
Gründe, warum Menschen aus dem Mittelstand die
Manieren der höheren nachäffen, und wohl gar zu
ihrem Hauptgeschäft machen. Dies ist, was sie suchen;
sie wollen sich an die Höhe drängen; und erste
diese Höhe, was sind sie? Man beschreibt sie als die
dachte Ethyle der Artigkeit und Eitels; und wenn
wir näher treten, was werden wir gewahr: — Frei-
chende Schmeichelei, bliide Gefälligkeit gegen
die Leidenschaften der Fürsten, und ihre Gunst-
linge, Gefühllosigkeit gegen alle Regungen des
Gewissens und der Menschlichkeit; Taubheit
gegen die Stimme aller Pflichten, unerschrocken
ist Unverschämtheit, sich selbst Verdienste und
Talente beizulegen, die man nie gehabt hat,
fertige Bereitwilligkeit, jedes Bübenstück zu
begehen, welches eine Stufse zu unster Erhö-
hung werden kann. *) Ein Fürst, der unter
sol-

*) L'ambition dans l'oisiveté, la basseſſe dans
l'orgueil, le désir de s'enrichir sans travail,
l'aversion pour la vérité, la flatterie, la tra-
hison, la perfidie, l'abandon de tous ses en-

welchen Menschen lebt, deren jeder sich seiner Gemeis-
toren will, der nichts als tief gebeugte Macken unauf-
hörlich um sich sieht, dessen Leidenschaften und Phan-
tasien alles um ihn herum schmeichelt, der nie oder
selten die Wahrheit hört, und nur von Schmeichlern
und Bewunderern belagert ist, vor dem sich alle üb-
rige Größe beugt, der vernichten kann, wenn er will,
dem alles sagt, daß sein Wille sein Recht sey — ein
solcher Fürst muß mehr als ein Mensch seyn, wenn
er nicht verderbt werden soll, wenn er nicht glauben
soll, daß er ein Wesen von höherer Art sey, daß alles
um seinetwillen geschaffen sey. Er muß unter die
Wilden gehen, wenn ihn sein Erthum verlassen soll.

Dorf

gagemens, le mépris des devoirs du citoyen ,
la crainte de la vertu du prince , l'espérance
de ses faiblesses, & plus que tout cela, le ri-
dicule perpétuel jetté sur la vertu , forment,
je crois, le caractère du plus grand nombre de
courtisans, marqué dans tous les tems & dans
tous les lieux ; or il est très malaisé , que la
pluspart des principaux d'un état soient mal-
honnêtes gens, & que les inférieurs soient gens
de bien; que ceux la soient trompeurs, & que
ceux-ci ne consentent à n'être que dupes.

MONTESQUIEU. *Esprit des loix L. III.*
Ch. 5.

Dort allein kann er einsehen, wie wenig die höchste äußerliche Größe ist, wenn sie von andern nicht als solche erkannt wird; dort muß er finden, was er in der That ist, welche Vorteile unter keinen Umständen können geraubt werden, welche Güter unabhängig von dem Urtheil der Menschen sind.

Wir würden uns irren, wenn wir glauben wollten, daß die Hofe allein die Quelle und der Sitz dieser falschen Verfeinerung seien. Es ist zwar wahr, daß ein Hof, oder Weltmann jeden großen Gedanken und selbst die Tugend für nichts weiter als Schwärmerei und Verstellung ansieht und betrachtet; daß er, wenn sie nicht bloße Masque ist, um die innere Hässlichkeit zu verbergen, eine Art vom Lächerlichen auf jeden wirkt, der ihren Vertheidiger machen, oder sie wohl gar noch verbreiten will. Es ist wahr, daß er sehr geneigt ist, seine Pflicht seinem Vortheil und das Recht der Politik zum Opfer zu bringen; aber sag einmal, wo sollen wir uns hinwenden, um etwas besseres und erfreulicheres zu sehen? Allesenthalben stossen wir auf Schwelger und Wohlküstlinge, auf falsche Freunde, ungerechte Richter, auf Mächtige und Reiche, die nicht minder eine Art von Hof um sich versammelt haben, Leute, welche von ihnen abhängen, die von ihnen hoffen, oder fürchten, welche sie bewundern und verderben, welche durch

ihre niederträchtige Schmeicheleien ihr Selbstgefühl auf den Grad erhöhen, daß sie ihnen am Ende den Kopf verrücken, und in ihrer Seele den schädlichen und betrüglichen Glauben erwecken, als ob sie wirklich wären, was der Schmeichelei gefällig war, aus ihnen zu gestalten. — Selbst in den Republiken, was werden wir besseres gewahr? auch hier giebt es eine Kunst, um welche man buhlt. Was in der Monarchie der Fürst ist, das ist hier das Volk oder der Senat. Und in der That scheint der ganze Unterschied zwischen der republikanischen und höfischen Falschheit darinn zu bestehen: daß man in Republiken gändiger ist, die ganze Form der tugendhaften Sitten anzunehmen; da man hingegen an Höfen genug gethan hat, wenn man den Lastern, welche 'des Fürsten Beispiel adelt, oder wodurch seine Absichten befördert werden; tugendhafte Namen giebt. Allein im Grunde ist es nicht ekelhafter, einen hüpfenden, schmeichelnden, unterthänigen Schurken zu eben der Zeit, da er sich vollkommen bewußt ist, nie eine Ehre gehabt zu haben, oder in diesem Augenblick in Begriff ist, wofern er eine gehabt hatte, sie zu verlieren — von den Pflichten für seine Ehre reden zu hören: als einen gesetzten, schwefälligen, gravitätischen Schurken zu sehen, der unter dem Schutz sei-

ver

ner Kührenheit, Eingezogenheit und punkts
lichen Beobachtung aller äußerlichen Formalis
täten der Religion und der Gesetze, ein unver
söhnlicher Feind aller derjenigen ist, welche
anders denken, als er, oder nicht zu allen sei
nen Absichten helfen wollen; - und sich nicht
das mindeste Bedenken macht, sobald es seine
Kompenienz erfordert, eine gute Sache zu un
terdrücken, oder eine böse mit seinem ganzen
Aussehen zu überstricken. Unparteiisch betrach
tet, ist dieser noch der schlimmere Mann, denn
er ist ein eigentlicher Schuhler; da jener nur
ein Komödiant ist, der nicht verlangt, daß
man ihn wirklich für das halten soll, wofür
er sich ausgiebt, sondern vollkommen zufrie
den ist, wenn die Miespielenden und Zuschauer
nur dergleichen thun, ohne daß es ihm einfalle,
sich zu beklagen, ob es ihm Christ ^{ley} oder
nicht. *)

Dies wäre also unsre Aufklärung? Dies wären ih
re Früchte? Dies wären die schönen goldenen Zeiten,
von welchen du träumst? nenne sie lieber mit Juve
nal das neunte Alter der Welt:

Die alte, edle Zeit, von welcher man nicht mehr spricht,
die alte Zeit, die wir nicht mehr haben. P 3 von Hegel p 1 — P 67
der 1800 d. 14. nachmäßige d. 1800. gründlicher sind*) Wielands Agathon 10 B. 6 Kap.

**pejoraque saecula ferri
temporibus, quibus non invenit ipsa
Nomen, & a nullo potuit natura metallo.**

So weit wären wir seit Jahrtausenden gefordert? wie ungleich besser lässe sich mit vagedessen die erste ein- fältige Unwissenheit unserer Vorfahren gefallen? Wo zu sehen wir heller, wenn unser Herz verderbt wird, wenn alle wachsende Einsicht zu nichts weiter dienen soll, als die Macht und den Einfluss zerstörer Leidenschaften zu befördern, die Unterdrückung und das Elend des ungleich größern Theils zu vermehrten, seiner zu betrügen, und schändlichen Dingen eine schönere Aussenseite und tugendhafte Namen zu geben?

३५

Dy glaubst sehr viel bewiesen zu haben, und du hast nichts bewiesen. Ich gestehe dir ein, unser Sittenverderbnis ist groß, terra malos hodiines nunc educat atque puerulos; und doch folgt nicht daraus, was du zu folgern scheinst. Es folgt auf keine Art, daß wir schlechter und unvollkommener, als unsere Voreltern sind, daß sich die Welt wirklich verschlissmert habe. Tausend Menschen werden durch diesen betrüglichen Anschein geblendet, tausende derselben werden dir ihren vollen Haftesten Beifall auf keine Art verweigern. Sie sind vollkommen überzeugt, daß

die Lehre von der Bewollkommenheit des Menschen-
geschlechts durch die e. Vorstellungen vom Grund aus
niederlegt sei; sie erwartet nichts weniger, als daß
sie alle Verfechter dieser Meinung zu einem ewigen
Stillschweigen gebracht haben. — Aber es ist auch
nur der erste Anschein und nichts weiter. Dies ist
alles, was sie für sich haben. Die Sache selbst spricht
nach genauer Untersuchung gegen sie; zumal als
dass sie sich auf

Der Zweifler.

Läßt sehen, was du diesen unlängst Thatsa-
chen entgegen stellen kannst?

Ich.

Das, was du hier so sehr verabscheust, sind bloße
Reste einer noch nicht gänzlich gebändigten Wildheit
und Trägheit, Folgen einer nur halbgeläuterten
und ausgebildeten Vernunft, Vorübungen und Be-
dingnisse, ohne welche alle noch fernere höhere Leis-
tung ganz unmöglich wäre. Es sind die Mittel-
kissen, die zur endlichen Ausbildung führen; durch
die höheren und weiteren Bedürfnisse, welche sie am
Ende nach und nach erwecken. — Der Mensch in
den Wäldern, und der verderbteste Wohlküstling uns-
rer Hauptstädte sind doch wirklich zwei ganz verschie-
dene Wesen; an welchen sich die sehr ungleichen
Spuren ihrer Kultur unmöglich vertauschen lassen?

W. R.

D 4

Der

Der Zweifler.

Nicht gänz, wie du glaubst. Es läßt sich noch mit großem Stund zweifeln, ob diese erste rohe ungebildete Natur unsrer städtischen und höfischen Arglist und Weichlichkeit nicht unendlich vorzuziehen wäre? Wenn der Wilde weniger Einsicht und Erbenden hat, so hat er auch ganz heimlich weniger Freihümer und Laster! — Wie kann eine so schädliche ganz eigennützige Stimmung, eine so überdachte raffinierte Bosheit den Namen von Geistesentwicklung, von Vollkommenheit verdienen? Hier wäre offenbarer gesinnentlicher Missbrauch dieser Worte!

Ich.

Läß uns noch so arg und verderbt sehn. Doch sind wir vollkommen, wenn wir uns gegen unsre Vorlänger vergleichen.

Der Zweifler.

Wo gilt sedam der Eigensinn, Gott der Gründe, aber wer wird dadurch überzeugt?

Ich.

Dieser Eigensinn beruht auf Gründen, welche schwer zu widerlegen sind. Du sollst sie vernehmen, und ich hoffe, sie sollen dich befriedigen, und deinen Unglauben besiegen.

Wenn ich dir bemühen soll, daß unsre heutige Menschen vollkommenen sind, als jene der vorhergegangenen Zeiten, so wird es nothig seyn, daß wir uns ebenso vergleichen, worin eigentlich diese Vollkommenheit bestehen soll. Es wird nothig seyn, daß wir ein Ideal aufstellen, von dem, was der Mensch seyn könnte, und sollte; das wir sodann unsre so wie die vorhergehende Menschen gegen dieses Ideal halten und vergleichen, um die Stütze ihrer heiderseitigen Vollkommenheit mit einiger Gewissheit zu bestimmen.

Der Zweifler.

Dies scheint nothwendig zu seyn, oder wir streiten ohne uns zu verstehen. Was nennst du nun Vollkommenheit des Menschen, der menschlichen Natur?

Der Zweifler.

Jeder Mensch, so wie jedes Wesen der Natur, hat Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte. Es ist deswegen wohl vermuten, daß ihm diese sämmtlich um irgend eines Zwecks willen gegeben seyen?

Der Zweifler.

Man gewiß, diese Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte sollten sich ausnutzen, sie sollen wachsen, der Mensch soll durch ihren Gebrauch ruhiger, aufrechtner und glückseliger werden.

Ich.

Aber diese Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte sind nicht von gleicher Art; unter solchen finden wir einige, welche der Mensch mit andern Wesen, besonders mit Thieren gemeinschaftlich besitzt; andere sind ihm ganz allein eigen, sie sind das unterscheidende seiner Art; sie allein machen, daß der Mensch ein Mensch und kein Thier ist. Unter diese letztere gehören, wie es mir scheint, das Vermögen sich nach deutlichen Vorstellungen zu bestimmen, das Vermögen entferntere Folgen vorherzusehen, Verstand, Wille, Kunst?

Der Zweifler.**Ohne Widerrede.****Ich.**

Könnten wir einen Menschen vollkommener nennen, dessen niedrigste thierische Kräfte ganz allein eine Ausbildung erhalten hätten? Nichtsdestoweniger muß man ihn einen Menschen nennen.

Der Zweifler.

Auf keine Art. Wir erhielten dadurch nichts weiter, als den Begriff eines vollkommenen Thiers. Gehen wir davon gegebenen Menschen vollkommen nennen, so muß das, was zwischen das unterscheidende ist, die Entwicklung und Ausbildung gelassen seyn.

Io.

Ich.

Der vollkommenste Mensch würde also wohl derjenige seyn, dessen Verstand, Wille und Vernunft am meisten entwickelt sind? Nun wird es darauf ankommen, daß wir genau wissen, welcher Verstand, Wille, und welche Vernunft am meisten entwickelt sind?

Der Zweifler.

Dieses zu bestimmen, sollte, wie ich denke, nicht schwer fallen. Wer die meisten Gegenstände, die meinen Beziehungen und Verhältnissen der Dinge mit der wenigsten Undeutlichkeit und Verwirrung, in der richtigsten Beziehung auf seinen Zustand und Bestimmung erkennet, dessen Verstand muß der vollkommenste seyn. Weil die größte, meiste, undenkbarste Folgen und Verbindungen vorhersehen kann, dessen Vernunft hat sich, wie mich dünkt, am stärksten entwickelt.

Ich.

Und worin wollen wir die Vollkommenheit des Willens sehen? und um das schon von mir gesagte auszubauen.

Der Zweifler.

In der Höhe und Läuterkeit der bestimmenden Bewegungsgründe. Wer nach den höchsten Bewegungsgründen schaut, dessen Willen kann keines anders als der vollkommenste seyn.

Ich.

Ich.

Die Vollkommenheit des Willens hängt also von den Vollkommenheit des Verstandes, und unsers höchsten Erkenntnisvermögens ab?

Der Zweifler.

Ganz gewiss. Es kommt bei jeder Begierde darauf an, welche Güter unser Verstand als die höchste erkennt, ist doch das unmöglich in einem

Ich.

Aber der Güter sind sehr viele, welche wollen wir die höchsten nennen?

Der Zweifler.

Ohne Zweifel diejenigen, welche entweder gar keinen, oder den mindesten Schmerz und Misvergnügen verursachen; Folglich diejenigen, welche die größte Dauer versprechen, welche in der Zukunft die größten und dauerhaftesten Vortheile versprechen.

Ich.

Wie kann man nur solche Güter nennen? dass diese Güter, welche die meisten Menschen so ungäsig suchen, als Ehre, Macht, sinnlicher Genuss, Reichthum &c. sind sie von dieser Art?

Der Zweifler.

Wie könnten sie dies sein, indem sie aufhören?

Ich.

Ich.

Derjenige Mensch ist also nicht vollkommen, der diese unmäig und ängstlich sucht, der über ihren Verlust niedergeschlagen wird; der solche zum Hauptzweck seiner Begierden macht, dessen meiste Handlungen Rücksicht auf diese verrathen?

Der Zweifler.

Nichts weniger als vollkommen. Es scheint viels mehr, die Vollkommenheit besitze in einer vernünftigen Gleichgültigkeit und Geringschätzung derselben, welche eine Folge von der Kenntniß der Unterordnung der Zwecke ist.

Ich.

Die höchste Vollkommenheit des Menschen bestünde also in der größten Fertigkeit, sich durchaus in seinen Handlungen nur nach entfernten Vortheilen zu bestimmen, die Zukunft in ihren weitesten Folgen vorherzusehen, und so viel möglich, nie aus den Augen zu verlieren. Je entfernter die Vortheile sind, welche unser Geist vorhersieht, nach welchen wir uns bestimmen, um so richtiger wird der Verstand seyn, um so geordneter der Wille; und da die Vollkommenheit des Menschen in der Vollkommenheit dieser beiden besteht, um so vollkommener wird der Mensch seyn. Je größer also unsre Nebe-

genus

zeugung von der Zukunft, von unsrer Fortdauer nach dem Tode wird, um so richtiger erkennen wir andere Güter, um so mehr fällt ihr Werth, um soweniger begehrten wir sie, um so geordneter wird unser Wille und Verstand, um so richtiger werden wir handeln, um so weniger irren, und Misvergnügen erfahren, um so gewisser werden wir die hohe Bestimmung unsrer Natur erreichen. — Hier hätten wir also das Ideal von der höchsten menschlichen Vollkommenheit; und bis hieher wären wir einig?

Der Zweifler.

Bis hieher. Nun mache die Vergleichung, sind wir so weit?

Ich.

Dies sind wir nicht. Davon ist auch die Frage nicht. Es fragt sich, ob wir, wenn wir uns gegen dieses Ideal vergleichen, auf einer höheren Stufe stehen, als unsre Vorgänger? ob wir weiter sind, als sie? Wenn wir dies sind, so schaden alle herrschende Laster auf keine Art, sie stichen meiner obigen Behauptung auf keine Art entgegen. — Nun sind wir aber zuverlässig weiter als unsre Vorgänger.

Der Zweifler.

An Kenntnissen und Ideen.

Ich.

Ich.

Auch an Ewiglichkeit. Wenn wir das Ziel nicht erreicht haben, so sind wir ihm doch näher, als wir waren. Und wenn dies nicht genug ist, der verlangt etwas, das gegen den Lauf der Natur ist. Alle Entwicklungen unsrer Kräfte können nur stufenweise geschehen.

Der Zweifler.

Gut; aber wie wollen wir beweisen, daß wir dem Ziele näher gekommen sind?

Ich.

Wenn vermalen zu unsren Zeiten 1) mehrere Menschen 2) mehrere Kräfte 3) auf einen höheren Grad entwickelt haben; wenn wir unsleich mehrere Begriffe erhalten haben, wenn wir mehr vorherschen, weniger an dem gegenwärtigen hängen, und entferntere Güter begehrn; so ist unser Verstand ganz gewiß vollkommener, um er Begehrungsvermögen ist mehr geläutert, unsre Lustfedern sind mehr veredelt, das, was das höchste in dem Menschen ist, hat sich auf einen höheren Grad der Vollkommenheit entwickelt, und die Welt und das Menschenschlecht sind folglich besser, als sie waren, wir stehen näher an dem Ziele, aber es fehlt noch viel, daß wir solches wirklich erreicht hätten.

Der

Der Zweifler.

Glaub richtig, wenn sich alles so verhält; aber ob dies der Fall sey, dies ist, worüber wir streiten.

Ich. Ich dachte daran sollte, niemand zweifeln. Die Beweise sind zu einleuchtend und klar. Sie würden jedem andern eben so einleuchtend seyn, wenn wir nicht so gezeigt wären, unsre Forderungen zu überstreichen; wenn wir nicht alles mit einemmale verlangten, und statt dessen fleißiger bedachtet, daß kein Erfolg vor seiner Zeit, vor seiner vorbereitenden Ursache erscheinen kann. Niemand kan läugnen, daß in unsern Zeiten mehrere Menschen mehrere Bedürfnisse haben. Wo häufigere Bedürfnisse sind, da sind auch häufigere Begierden, folglich mehr Ideen, mehr Gegenstände, welche für uns einen Werth erhalten, deren Beziehungen auf unsern Zustand wie gewahr werden; da ist also mehr Einsicht in die Verhältnisse der Welt; da sind mehrere Güter, welche wir vorhersehen, folglich mehr Aussicht in die Zukunft, mehr Entwicklung, mehr Vollkommenheit des Geistes. Also selbst unsre vermehrten Bedürfnisse, das, was so gern und so häufig gegen unsre größere heutige Vervollkommenung angeführt wird — selbst dies beweist, daß wir besser sind.

Der

Der Zweifler.

Wer die Unsitlichkeit und Laster?

Ich.

Diese sind diesem Grad der Cultur durchaus ausgemessen. Und wenn diese Unsitlichkeit und Laster noch zehnmal grösser wären, so würden wir darum doch vollkommener seyn, als wir waren: weil unsre noch übrige Laster von der Art sind, daß sie mehr entwickelte Geisteskräfte voraussezgen. Wenn unsre Triebsfedern noch zur Stunde nicht die lautesten sind, so läutern sie sich doch beständig. Das Gut, welches wir begehrten, zieht sich immer mehr von dem Gegenwärtigen, von den Sinnen, von dem Gaumen hinweg, und in die Zukunft hinaus. Der Zug des gegenwärtigen vermindert sich sehr durch neue Güter, die wir aus der Ferne gewahr werden. Wir können sogar gegenwärtige sehr anziehende Güter entbehren, um entferntere zu erhalten. Dies kann der Wilde nicht; dies kann kein Mensch, der auf der ersten Stufe der Cultur steht. Indolenz und Ruhe sind das höchste Gut des Wilden, der gar nichts vorher sieht, was er begehrn könnte. Unmittelbarer sinnlicher Genuss ist die Triebsfeder eines Menschen, der nach und nach mit mehrern Erfahrungen, Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens bekannter wird. Die Begierde nach Reichtümern und Geld seit

seit ein noch geübteres Vorhersehungsvermögen, einen höhern, obgleich noch sehr beschränkten Grad der Vernunft voraus. Der Ehrgeiz und die Liebe zur Macht setzen das Ziel ihrer Wünsche abermal weiter hinaus. — So weit scheinen wir dermalen zu seyn: wir leben in der Zeit, wo diese letztere vor allen andern wirksam sind; so weit, als diese Leidenschaften nöthig haben, geht unser Blick in die Zukunft hinaus. Aber noch immer verweilt er in dem Gebiet der Sinne, inner den Grenzen dieses Lebens. Nur zuweilen wagt unser Geist einen Flug über die Sinnenswelt hinaus; aber sehr bald ziehen ihn unsre Sinne, und die Macht der auf ihn wirkenden uns näher liegenden Gegenstände in die engen Grenzen dieses Lebens zurück. Es mangelt ihm die anhaltende Kraft, welche nur durch Übung erhalten wird. Sinnliche Lust ist also noch beständig die lezte Kriechfeder unsrer Handlungen; aber sie hat aufgehört, die nächste und unmittelbare zu seyn. Sehr oft fangen wir an, dass was nur bloßes Mittel war, um sinnliche Lust zu genießen, nun als Zweck zu begehrn, und den eingebildeten möglichen Genuss, die Fähigkeit zu genießen, dem wahren Genuss vorzuziehen; dies ist der Fall bei Reichtum und Macht. Wir haben auf diese Art manche Selbstverläugnung und Lugend, obgleich diese Tugenden noch lang nicht sind, was sie seyn sollten. Es ist wahr, tausend Laster und Ver-

ges-

Gehung stehen noch immer unsrer wahren und dauerhaften Glückseligkeit entgegen : die Folgen unsrer Handlungen sind noch größtentheils dieselbe ; aber doch die Kriegsfeinde der meisten haben sich veredelt, und wenn wir noch laienhaft sind, so haben wir doch wenigstens selbsten in die Laster mehr Adel und Würde gebracht. Sie verrathen sichtbare Spuren eines mehr geleuterten vollkommnen Geistes.

Der Zweifler.

Wie ? welches Paradoxon ! Wir haben Adel in die Verbrechen gebracht ? Diese verrathen Spuren eines vollkommneren Geistes ? — kann man sich sonst verbarer ausdrücken ?

Ich.

Sage vielmehr ; kann man sich wahrer ausdrücken ? — Die That selbst mag immerhin verwerthlich bleiben ; die Folgen, wenn ich auf diese mehr als die Kriegsfeinde Rücksicht nehme, mögen sogar schädlich und zerstörend seyn, wie sie es in den ersten Zeiten der Welt waren. Darüber streite ich nicht. Aber werke ich meinen Blick auf das, was vorzüglich den Werth oder Unwerth einer Handlung bestimmt — auf die Bewegungsgründe : so können diese besser oder schlechter, höher oder niedriger seyn. Und ich finde sodann, daß eben diese Verbrechen in unsren Tagen

größtentheils aus minder schlechten, aus minder ver-
werflichen Bewegungsgründen geschehen.

Der Zweifler.

Und der Beweis? — Wie soll dieser lauten?

Ich.

Ein Menschenmord, zu welchen sich der Mörder um des Geldes willen dingen läßt, verräth ganz gewiß eine schlechtere, unvollkommnere Seele, als ein Mord, der aus Ehrgeiz, oder zur Befreiung seines Vaterlandes geschieht. Ein Diebstahl, der in der Absicht unternommen wird, um durch die geraubte Summe Notleidenden zu Hülfe zu kommen, muß wahrlich von demjenigen unterschieden werden, der um des Gewinnstes willen, oder zur Befriedigung eigener Bedürfnisse geschieht?

Der Zweifler.

Beide Handlungen sind fehlerhaft; sie mögen aus der einen oder andern Absicht geschehen.

Ich.

Ganz gewiß, wenn ich nur auf die Folgen sehe; aber sag einmal, wenn wir diese allein im Betracht ziehen wollen, was soll aus dem Erbauer werden? Ehnnen wir diesen sowohl als den edlen Brutus, den Mörder Cäsars, ohne sehr grosse Ungerechtigkeit mit jedem Straßenrauber und Banditen in eine Klasse

Classe sezen? soll der schadenfrohe Muthwille des Mordbrenners mit dem Schitterhaufen der Inquisition einerlei Grad der Moralität haben? schützen sich diese nicht, so wie alle religiöse Intoleranz und Grausamkeit, mit dem Elfer für Gott? und giebt es nicht ganze Länder und Reiche, welche dies hier Tugend neuen, was du vom grössten und muthwilligsten Verbrechen auf gar keine Art unterscheiden willst?

Der Zweifler.

Cannst du Handlungen dieser Art tugendhaft nennen?

Ich.

Nicht tugendhaft, davon ist hier die Rede nicht; die Vernunft verabscheut beide; darüber freite ich nicht. Beide sind Verbrechen. Aber ob alle Verbrechen gleich sind, ob nicht unter den Verbrechern selbst ein Unterschied sey? ob alle Bewegungsgründe einer unmoralischen Handlung gleich verwerthlich seyen davon ist die Rede. Und ich denke, die angeführten Beispiele sollten beweisen, daß in Rücksicht der Bewegungsgründe zwischen Verbrechen und Verbrechen ein Unterschied sey; daß ein Verbrechen um so abscheulicher sey, je verwerthlicher die Bewegungsgründe sind. — Wenn dies ist, so beweisen unsre heutigen Laster und Verbrechen nichts gegen unsre höhere und allgemeinere Verpolkommenung. Sie seien

E 3

solche

solche vielmehr voraus... Sie beweisen, daß selbst in unsern Löstern größere und häufigere Rücksicht auf die Zukunft zum Grunde liege; daß sich unsre Bedürfnisse und Interessen verfeinern, und vermehren. Und wie können sich diese vermehren, ohne daß unsre Seele mit neuen Begriffen, Verhältnissen und entfernten Gütern bekannt wird? wie können wir sagen, daß wir unvollkommen geworden?

Wir stoßen hier auf eine Hauptfrage, von deren richtigen Entscheidung unser Streit ganz allein abhängt. — Ist es wahr, daß unser Geschlech von gar keinen, oder von den niedrigsten Absichten seiner Handlungen angefangen habe? können sich diese Absichten verfeinern? haben sie sich wirklich verfeinert? ist es wahr, daß diese Verfeinerung in dem Übergang von der ersten Indolenz und Sinnlichkeit bis zum Ehrgeiz und Herrschsucht wirklich zum Grunde liege? Läßt sich dieses augenscheinlich und auf eine einschneidende Art beweisen? — Wenn diese Fragen nicht anders als bejaht werden können: so dächte ich, sollte doch wahrlich aller Zweifel an unsre gegenwärtige höhere Vollkommenheit verschwinden.

Der Zweifler.

Diese Fragen seien voraus, daß Herrschsucht und Ehrgeiz Leidenschaften sind, welche sich später entwickelet

heit haben; daß sie die einige Leidenschaften der heutigen Welt sind. Beide Voraussetzungen sind falsch. Zu allen Zeiten war die Herrschaft und der Ehrgeiz eine Leidenschaft der Menschen: auch in unsren Tagen sind Sinnlichkeit und Liebe zur Ruhe noch beständig die Triebfedern der Menschen.

Ich.

So viel Ehrgeiz und Liebe zur Macht betrifft, so waren diese nicht zu allen Zeiten, sie haben wenigstens nicht in dieser Gestalt und Ausbildung gewirkt.

Der Zweifler.

Nenne mir eine Geschichte eines Landes in der Welt, in einer Zeit, welche du willst, in welcher nicht ehrgeizige und herrschsüchtige erscheinen.

Ich.

Die Geschichte des menschlichen Geschlechts reicht über alle geschriebene Geschichte hinauf.

Der Zweifler.

Was kannst du von einem Zustand wissen, von welchem alle Zeugnisse fehlen?

Ich.

Die heutigen Männer sind eine lebende Geschichte der ältesten Welt. Die Vernunft baut auf diese Sachen, welche sie hier findet, sie bestimmt durch

analogische Schluß das Getragen der ersten Bewohner der Erde; und findet daß eine Zeit der Welt war, wo Herrschucht und Ehrgeiz noch nicht entwickelet waren. — Das auch in unsren Tagen Sinnlichkeit und Gemächlichkeit noch beständig die Triebsfedern sehr vieler Menschen sind, darf uns nicht erschrecken. Es kann uns genug seyn, daß sich die Gewalt und der Einfluß dieser Triebsfedern vermindert hat; daß nun weniger Menschen darnach handeln, wo sie vordem die Triebsfedern aller Menschen wären; daß es sehr wenige Menschen giebt, welche durchaus träge oder sinnlich wären; daß dies nicht anders geschehen kann, nachdem in unsren Tagen die Quelle der Sinnlichkeit und Trügheit noch nicht ganzlich verstopft ist.

Der Zweifler.

Ich lasse alles dahin gestellt seyn, bis ich einsehen werde, in wie fern dir die Beantwortung der von dir selbst aufgeworfenen Fragen gelingen wird. Läß also hören.

Ich.

Ich gehe zu diesem Ende von demjenigen Zustande aus, in welchem der Mensch die wenigsten Bedürfnisse hat; von dem Zustand der rohen und wilden Natur. Läß uns auf dieser Spur den Gang des menschlichen Geistes verfolgen. Wir wollen erwarten, -wohin sie uns

führen wird. Ich vermuthe, du sollst am Ende erfahren, daß ich recht habe, daß alles ein Kind der Zeit ist; daß der heutige Mensch gerade so beschaffen ist, wie er nach allen vorangegangenen Umständen sein kann; daß er wirklich besser ist, und wenn Analogie und Induktion nur einige beweisende Kraft haben, daß er noch besser werden muß, weil er so viel geworden ist. Du sollst gewahr werden, wie ein Bedürfnis aus dem andern, und mit diesem eine höhere Stufe der Cultur aus der andern entsteht.

Der Zweifler.

Die Berge kreuschen. Wenn nur dieses Kreuschen etwas besseres als gewöhnlich hervorbringt.

Ich.

Welche Begriffe, Aufklärung und Gütelichkeit kann ein Mensch haben, dem die Sprache mangelt, der noch gar keine oder äußerst wenige Erfahrungen gemacht hat; für welchen selbst das gegenwärtige so wenig anziehendes hat, daß er der bringendsten Anforderungen der Natur beraubt ist, wenn er aus seiner Trägheit und Schlämmer erwachen, wenn er sich um Gegenstände bemümmern soll, die außer ihm sind? — der Mensch, der sehr wenige, sehr einfache, sehr leiche und in der Nähe zu befriedigende Gedanken hat? der so wenig vorher sieht, daß er mit eis neunmal selben Sachen Vorrath verfährt, den eins

E 5

Reihe

Reihen von täglich wieder kommenden Erfahrungen noch nicht belehren konnte, daß gewisse Bedürfnisse täglich entstehen, und zu diesem Ende Anhalten für die Zukunft erfordern? der in seinem Futter nichts weiter als Gutter sieht? — ein solcher Mensch ist der Wilde, der Urmensch.

Der Zweifler.

Ist es so ausgemacht, daß es Menschen dieser Art gegeben hat?

Ich.

Es gibt deren noch: alle Reisebeschreiber legen ihnen einstimmig diese Eigenschaften bei. Es hat des-
sen ehemals noch mehrere gegeben: die älteste Schrifts-
steller stellen uns viele nun angebaute und kultivirte
Gegenden der Erde samt ihren Bewohnern unter die-
sen Eigenschaften dar: es waren Zeiten, wo beina-
he die ganze Erde nur von Menschen dieser Art be-
wohnt wurde. Auch davon haben sich Sagen und
geschriebene Nachrichten erhalten. Nicht genug; die
Vermuthung ist sehr groß, daß dieser Zustand der
ursprüngliche unsers Geschlechts war. Das in der
ganzen Natur so sichtbare Gesetz der Stetigkeit (*lex*
continui) bringt dieses mit sich. Diese Vermuthung,
wenn sie auch nichts weiter als Vermuthung seyn
sollte, ist der Analogie um so angemessener, als selbst
jedes Individuum, jeder einzelne Mensch, so wie als
les

les in der Natur vom kleinsten anfängt, von der untersten Stufe der Kultur, von einer gänzlichen Unwissenheit ausgeht, und nur durch unmerkliche Mittelstufen zur höheren Kultur, zu seiner Ausbildung gelangt. Wenn also jeder einzelne Mensch selbst noch heut zu Tag in den polizirtesten Ländern bei seinem ersten Entstehen kaum besser als gar nichts ist, warum sollen wir zweifeln, ob nicht ebenfalls das ganze Geschlecht eine ähnliche Kindheit gehabt habe; wo noch dazu aus der Geschichte wirklich erscheint, daß der größere Theil der Menschen sich wirklich in diesem Zustande befunden habe? — Die Wildheit ist die Kindheit des menschlichen Geschlechts. Dieser Zustand ist doch wahrlich äußerst unvollkommen?

Der Zweifler.

Er kann schwerlich unvollkommner seyn.

Ich.

Und in diesem Zustand waren wir vor dem?

Der Zweifler.

Wenigstens der größere Theil der Menschen,

Ich.

Nun befinden sich auf der ganzen Erde noch sehr wenige darinn. Wenn du willst, vergleiche einen Newton oder Leibniz mit den ersten Bewohnern von England, oder Deutschland. Kannst du längen, daß wir vollkommner sind?

Der

Der Zweifler.

Diese Art von Unvollkommenheit hat sich ganz gewiß vermindert, aber dafür ist eine andere an ihre Stelle getreten.

Ich.

Die ganz gewiß geringer ist; die ein Überrest der ersten, noch nicht ganz vertilgten Wildheit ist, die sich ebenfalls vermindern soll, und vermindern wird, weil sich schon so viel vermindert hat.

Nun sage mir: Wilde waren, und Wilde von der Art, wie ich sie beschrieben habe, sind noch. — Können Reichthum oder Ehre über einen Menschen dieser Art etwas vermögen?

Der Zweifler.

Sehr schwer.

Ich.

Reichtum, Macht und Ehre, waren also nicht von jeher die Triebfedern der Menschen? — welche Leidenschaften kann ein solcher Mensch fühlen? was kann und wird er begehrn? — Er -- für den nichts einen Reiz hat, der nichts kennt, der noch weniger vorhersieht? inwiefern kann er thätig sein?

Der Zweifler.

Schönigkeit setzt ein Interesse voraus.

Ich.

Ich.

Und dies fehlt ihm. Indolenz und Trägheit werden also seine Grundeigenschaften seyn. Woher entsteht diese Trägheit?

Der Zweifler.

Aus Mangel des Interesse, der Erfahrung, der Bekanntschaft mit Gegenständen, die Gegebenheiten sind.

Ich.

Folglich aus Unwissenheit: aus Mangel von Begriffen. Alle Trägheit ist eine Tochter der Unwissenheit, des Mangels von allem Interesse, von Erfahrung. Dieser Wille wird ewig träge seyn, so lang sich die Umstände nicht auf die Art fügen, daß er gesündigt wird, Erfahrungen zu machen, und die unangenehmen oder unangenehmen Eigenschaften der Dinge außer ihm in Rücksicht auf sich selbst zu erfahren.

— Aber wie kann dies geschehen?

Der Zweifler.

Dafür hat die Natur gesorgt. Sie hat seinen Körper so gebaut, daß er nicht ewig in diesen Zustand verbleiben kann. Er muß sich am Ende in einer unangenehmen quälenden Lage befinden: diese wird ihn wecken, und zur Thätigkeit reizen.

Ich.

Der Schmerz wäre also das Mittel, die Kraft des Menschen zu reizen, und zu entwickeln? der Mangel und

und der damit verbundene Schmerz sind die Quelle des ersten, so wie aller späteren Thätigkeit. Ohne Schmerz, ohne Bedürfnisse ist jeder Mensch träge. Alle Thätigkeit richtet sich unverlässig nach der Menge und Stärke der Bedürfnisse, welche der Mensch fühlt. Gleichgültigkeit gegen einen Gegenstand sagt alldie voraus, daß das Bedürfnis noch nicht erweckt worden; wodurch er anziehend und begehrungswert erscheint. Wenn der Wilde thätig werden soll, so muß er ganz gewiß Bedürfnisse fühlen. Welche kann er fühlen?

Der Zweifler.

Wenn ich mich genau in seine Lage denke, so sind die größeren Bedürfnisse des Körpers alles, was er fühlen kann. Diese allein werden ihn auf eine sehr kurze Zeit in Bewegung setzen. Hunger und Durst werden ihn nöthigen; seine Höhle und Ruhestätte zu verlassen, um Mittel gegen ein so dringendes Bedürfnis zu finden.

Ich.

Hunger und Durst, und überhaupt die größeren Bedürfnisse des Körpers sind also die erste Quelle der Thätigkeit, aller Entwicklung unsrer Kräfte? Davon gehen wir aus. Diese sind es, welche uns nöthigen, unsrer ersten ursprünglichen Trägheit zu entsagen. Diese Trägheit gründet sich in dem Mangel von Triebsfedern,

sedern, dieser Mangel in einem andern, in dem Man gel von Erfahrung. Mangel von aller Erfahrung ist Unwissenheit. Ein Mensch, der noch gar keine oder sehr wenige Erfahrungen gemacht hat, kann nie anders, als unwissend und träge seyn. Diese ist die Grund eigenschaft seiner Natur; dieses ist also auch der allgemeine Charakter des Wilden, des primitiven Menschen. Es soll nach dieser Voraussetzung nicht schwierig seyn, seine übrigen Eigenschaften so gewiss zu ertra chen, als ob wir Augenzeugen gewesen wären.

Der Zweifler.

Wie so?

Ich.

Wenn dir die Natur der Trägheit und Unwissenheit bekannt ist, so müste du wissen, was sich in diesen beiden gründet, was Folge davon ist. Diese Folgen sind die Sitten des Wilden; weil sein Charakter Unwissenheit und Trägheit ist. — Auf diese Art füllt die Philosophie manche Lücken der Geschichte aus. — Welche sind nun diese Folgen? welche müssen die abgeleitete Eigenschaften des Wilden seyn?

Der Zweifler.

Kraft seiner Trägheit wird er nie handeln, ehe er Bedürfnisse fühlt; und da er deren sehr wenige fühlt, so wird er sehr wenig handeln. — Noch mehr: er wird nicht mehr und nicht weniger thätig werden.

werden, als eben nöthig ist, sein Bedürfnis zu stillen.

Ich.

Wenn diese Bemerkung richtig ist, so mögen wir noch weiter schliessen. Er wird zweiseitlich vor allen andern Mitteln zur Befriedigung seines Bedürfnisses nur diejenigen wählen, welche die schwächste Anstrengung seiner Kraft erfordern? Wenn er weitert thätig werden soll, so bedarf er eines neuen Sporns; diesen erhält er durch neue Bedürfnisse, welche er späterhin fühlt. — Ist das nicht, was wir auch thun? Es wäre also manches von der ersten Wildheit unsrer Stammeltern auf uns als ein Erbstheil gekommen, das sich noch beständig erhält?

Der Zweifler.

Nicht anders. Er wird, so wie wir, das leichter dem schwerern vorziehen.

Ich.

Arbeit wird also wohl schwerlich seine Sache seyn, so lang er ohne Arbeit seinen Zweck erreichen kann? Das Nehmnen wird ihm sehr willkommen seyn: und aus dieser Ursache muss er den Raub allen übrigen beschwerlicheren Erwerbungsarten vorziehen? Er wird eher ein Jäger, als ein Ackermann werden?

Der Zweifler.

Ganz gewiss.

Ich.

Ich.

Wenn nun der Mensch, der vordem wild war, einen höheren Grad der Kultur erhalte, sollen wir glauben, daß er eben darum auch seine gatige ursprüngliche Trägheit verloren habe?

Der Zweifler.

Warum nicht?

Ich.

Wodurch ist er zu dieser höheren Kultur gekommen?

Der Zweifler.

Durch die neuen Bedürfnisse, welche er gefühlt.

Ich.

Er hätte doch bei diesem Nebergang nicht allzuviel Trägheit empfunden?

Der Zweifler.

Nur einiges.

Ich.

Er hat also auch nur in so ferne seine Trägheit überwunden, als er Bedürfnisse empfunden?

Der Zweifler.

Nicht weiter.

Ich.

Er bringt also von Stufe zu Stufe noch einen grossen Theil von Trägheit mit sich hinüber

über. Sie begleitet unsrer Geschlecht in einem immer sich vermydernden Maß, so lang und so viel unsre Unwissenheit nicht gänlich verhilft, und unsrer Vorhersehungsvermögen nicht in dem möglichstesten Grad ausgebildet und geübt ist. Das ganze Wachsthum unsrer Kultur, unsre ganze stufenweise Verfeinerung und Vervollkommnung ist, wenn wir die Sache genau nehmen wollen, — Verminderung dieser Trägheit durch zunehmende Erweiterung unsers Gesichtskreises, durch Vorstellung und Bekanntheit mit neuen, vordem unbekannten, nun erst erreichbaren Gütern. Je mehr sich also die Trägheit vermindert, je höher ist der Grad von Kultur. Wir sind folglich um so aufgeschwärt, je mehrzweck je grössere, je schwere, je entferntere Güter wir begehn, je mehr sich unser Hang vermindert, das leichtere dem schwerern, das unmittelbare dem mittelbaren, das nahe dem entferntern Gut vorzuziehen. So lang wir diesen Hang fühlen, und darnach handeln, so lang ist unsre Aufklärung nur halb, so lang sind wir wild. Mache nun die Anwendung auf unsre Zeiten; und du musst eingestehen, daß sich noch sehr häufige Spuren dieser ersten Trägheit selbst unter den kultivirtesten Völkern und Ständen vorfinden und ausspielen. Alle unsre heutige noch übrige Fehler gründen sich darauf, daß der Mensch nach beständig das leichte

leichtes dem schweren, und das nähere und unmittelbare Gut einem weitern und entferntern vorzieht; daß also sein Vorhersehungsvermögen durch die dazu führende Bedürfnisse noch nicht hinlänglich ausgebildet ist. Sie gründen sich folglich in der noch zurückgebliebenen Trägheit darinn, daß seine Kräfte noch nicht die höchste Thätigkeit erhalten haben.

Der Zweifler.

Wie so?

Ich.

Beispiele können dies alles klarer und anschaulicher machen. — Worin gründet sich unsre Sinnlichkeit?

Der Zweifler.

In einem zu starken Hang nach dem Gegenwärtigen, in der Schwäche, gegenwärtige Vortheile ausszuschlagen, und entferntere Vortheile zu begehrn.

Ich.

Also in der Trägheit. Der Schweißer, der Wohlküstling, der Leichtsinnige, der Verschwender sind nichts weiter als Menschen, bei welchen die Vorstellung des gegenwärtigen zu stark wirkt; und wie könnten diese Wirkung zu stark seyn, wenn sie nicht zu schwach wären, um die entferntere Güter, welche im Hinterhale stehn, sich lebhafter vorzustellen und zu

begehrten. Es fehlt also an der nöthigen Anstrengung der Kraft. Es ist leichter unmittelbar zu genießen, als den Genuss in die Ferne hinaus zu schieben. Wer das leichtere dem schweren vorzieht, ist träge, denn er schent Anstrengung. Leichtglauben, Überglauben, und Vorurtheile würden minder mächtig seyn, und weniger über uns vermögen, wenn wir im Stande wären, unsre Denkkraft gehörig anzustrengen. Alle diese sind faule gemächliche Denker, folglich träge Menschen. Alle Ungerechtigkeit ist im Grunde eine Art von Eigenmächtigkeit. Es wird sich in der Folge zeigen, wie sehr diese Eigenmächtigkeit eine Tochter der Trägheit sey. Kurz, wären nur diese hi. angeführte Mängel allein, so wäre es offenbar, daß schwerlich eine Verirrung des Menschen zu finden seyn möchte, welche sich nicht mittel- oder unmittelbar auf diese Quelle, auf die Trägheit zurückbringen ließe. Wer also diese Laster mit Erfolg vermindern will, muß ihre Quelle die Trägheit vermindern.

Der Zweifler.

Jeder thätige Mensch wäre also zugleich der aufgeklärte und moralische Mensch? — was ist thätiger als der Ehrgeiz? und wie selten kann die Sittlichkeit damit bestehen?

II.

Ich.

Nicht jede Thätigkeit bringt diese Folge hervor, man kann sehr thätig und träge seyn. Wer für ein unmittelbares und nahes Gut thätig ist, ist noch immer auf eine gewisse Art träg, weil die Anstrengung seines Vorlehungvermögens nicht so gross ist, als sie seyn könnte, oder sollte. Das ist der Fall bei dem Ehrgeiz. Dieser kann sehr thätig seyn, aber seine Thätigkeit begrenzt sich bei der Erreichung eines näheren und niedrigeren Guts.

Daraus magst du nun sehen, wie weit wir heut zu Tag mit unsrer Sittlichkeit sind. Wir wollen aber diese so fruchtbare Grundsätze noch weiter benützen. — Wenn die Grundeigenschaft des Wilden Trägheit ist, welche muss sodann die Folge, bei mehrern Besürfnissen, bei der ersten Bekanntschaft mit den Mitteln zur Befriedigung dieser Bedürfnisse seyn?

Der Zweifler.

Ich vermuthe, unmässiger Genuss: Schwäche und Unvermögenheit, dem ersten Reiz und den Einladungen dieser neuen Gegenstände zu widerstehen. Der Wilde wird bei seinem Übergang alles vor allem andern erwählen, was diese Bedürfnisse sogleich und unmittelbar befriedigt.

Ich.

Also Sinnlichkeit und zwar die grösste Sinnlichkeit. Wenn wir die Geschichte zu Math ziehen, was dies auch allezeit der Fall; alle Völker, welche aus einem rohern Zustande in einen bessern vorsetz worden, haben sich am Ende im Genuss, in der Sinnlichkeit verloren. Die Hunnen, Gothen, und Langobarden sind redende Beispiele davon. Daher die Schwelgerei, Völkerei und Unmässigkeit aller Barbaren. Die Mässigung im Genuss setzt neue und grössere Erfahrungen voraus. Diese sind ein Kind der Zeit, und gründen einen neuen Vorschritt, eine höhere Kultur.

Der Zweifler.

Wenn eine so grobe Sinnlichkeit der nächste Übergang von der Wildheit ist, so scheint der Wilde, bei welchem dieser Übergang geschieht, sehr wenig zu gewinnen?

Ich.

Die Sinnlichkeit setzt eine grössere Bekanntschaft mit mehreren Gütern und Bedürfnissen voraus, folglich mehrere Begriffe, und folglich mehr Entwicklung des Geistes. Sie ist also in Vergleichung mit dem vorhergehenden Zustand, ungeachtet aller sie begleitenden sehr grossen Mängeln, eine höhere Stufe, zu welcher sich das Menschengeschlecht entwickelt hat.

Und

Und wenn die Sinnlichkeit eine Folge und der rasche
Uebergang der Trägheit, die Trägheit eine Folge von
dem Mangel des Interesse, und dieser Mangel eine
weitere Folge der Unerfahrenheit und Unwissenheit
ist: so muss sich die Sinnlichkeit und Trägheit unter
Menschen in dem Maas vermindern, als ihre Bedürf-
nisse häufiger, ihre Bekanntschaft mit Göttern verschie-
dener Art ausgebreiteter und allgemeiner, ihre Er-
fahrungen und Begriffe geläuterter und reifer, ihre
Durchsichtsvermögen, und Einsicht in den Zusam-
menhang geübter, und ihre Rücksicht auf die Zukunft
geläuterter und überwiegender werden: Daraus er-
scheint sich die Folge, dass jeder sinnliche Mensch ein
kunstvoller Mensch ist, welcher die entfernen Folgen
seiner Handlungen entweder gar nicht, oder sehr
schwach vorhersieht; dass jede sinnliche Handlung und
Vollkommenheit und Mangel an Vernunft verrathet;
dass alle unsre heutige Mängel sich in einer zu schwä-
chen Vorstellung der Zukunft, in einer zu früh bes-
chränkten Uebersicht und Berechnung der Folgen gründen;
dass unsre Handlungen von Zeit zu Zeit recht-
mässiger werden, sobald die Folgen entfernt sind,
welche wir bezeichnen; dass also die Lehre von der
Fortdauer unsrer Seele nach dem Tod diejenige sey,
welche unsre Handlungen am hiessten veredelt, und
den Grund aller Verirrungen untergräbt, sobald es
ihr gelingt, die Herrschaft über alle übrige zu er-
langen.

halten; sobald sie diejenige Vorstellung wird, auf welche als den Mittelpunkt sich alle übrige beziehen: So wie ich sehe, so war etwas aus dieser Sinneswelt mein Zweck. Wer allezeit und lebhaft an die Zukunft denkt, kann nie anders als rechtbüßig handeln. — Wenn wir nun unsre Kräften haben, um solche zu entwickeln; wenn in dieser höchsten Entwicklung die Vollkommenheit unsrer Natur besteht; wenn wir diese unmöglich in dem hohen Grad erreichen können, ohne daß unser Vorherschungsvermögen und unsre Aussicht in die Zukunft geschärfter und allgemeiner wird, ohne daß wir nur die entfernteste Gärter als die erste begehrn, alle übrige diesen unterordnen, und schwächer begehrn; wenn endlich ein glücklicher Zustand nach dem Tod das entfernteste Gut ist, welches wir begehrn können; wenn dies nicht möglich ist, ohne daß wir fortduern, und von dieser Fortdauer überzeugt sind; — wenn dies alle ist: wie ist es möglich, daß wir an dieser Fortdauer, ohne welche wir nie werden können, was und wozu wir bestimmt sind, ohne welche die höchste Vollkommenheit unmöglich ist — noch weiter zweifeln, daß wir neue stärkere Beweise verlangen?

Der Zweifler.

„Wer denkt mehr an die Fortdauer nach dem Tod, als der Gedankung und Wunsch? Kannst du sagen, daß

Das die Handlungen dieser beiden allezeit die recht-mäßigen seyen? Wir werden sogar an diesen gewahr, daß diese zu lebhafte Ueberzeugung zur Unthätigkeit führet, das man am Ende zu Weltgeschäften ungünstig wird.

Ich.

Die Unthätigkeit dieser, das, was in ihren Handlungen unvollkommen ist, ist keine Folge dieser Lehre: es ist vielmehr eine Folge des Misbrauchs dieser Lehre, eine Folge der vielen falschen Verstellungen, welche sie nebenher begleiten, der falschen Schlüsse, welche sie aus diesem Vordersat ziehen; davon, daß sie folgern, daß dieses Leben so wie die Weltgeschäfte gar keinen Werth habe: daß es sündlich sei, sich damit zu befassen... Das falsche dieser Lehre erscheint wohl am besten daran, daß, wenn diese Säge eine Pflicht ausschicken, sie allgemein beobachtet werden sollten, daß aber dies unmöglich geschehen könnte, ohne daß alle Menschen durch diese ihre Unthätigkeit zu Grunde gehen würden. Die zeitliche Güter verdienen allerdings die Anstrengung unserer Kräfte; nur nicht die höchste; dies ist, was der Mönch, was der Frommeling vorbe geht, was zur Unthätigkeit führt.

Wir wollen nun zu unsern Bilden zurückkehren.

S 5

Vor

Vorausgesetzt, wie ich so eben bewiesen habe, daß Trägheit die Grundeigenschaft eines jeden Menschen, und vorzüglich des Wilden sei; vorausgesetzt, daß er starker Antriebe bedürftigt ist, um thätiger zu werden; daß die Bedürfnisse die Quelle aller Thätigkeit, aller Entwicklung unserer Kräfte sind; daß der Mensch nie thätiger wird, als ihn seine Bedürfnisse auffordern; daß er folglich die nächste, und leichteste Mittel, so lang es nur immer möglich ist, zuversichlich den schwereren und entfernteren vorziehen werde; — dies alles vorausgesetzt; sag, was muß geschehen, wenn dieser Wilde das Bedürfnis des Hungers fühlt?

Der Zweifler.

Er muß suchen seinen Hunger zu stillen; das erste genießbare Ding, welches ihm in die Hände fällt, wird er ergreifen und genießen, und sogleich in seine erste Unthätigkeit zurück sinken.

Ich.

Welchen Nahrungsweg wird er vor allen andern erwählen?

Der Zweifler.

So wie es scheint die Jagd.

Ich.

„Ist dieser Nahrungsweg der leichteste, nächste, und folglich der erste, auf welchem seine Trägheit verfallen muß.“

Der Zweifler.

„Warum nicht?“

Ich.

„Wir scheint es nicht. Wenn wir unserm angeführten Grundsatz getreu bleiben wollen, so kann der Mensch in seinem allerersten Ursprung kein Fleischfressendes Thier seyn.“

Der Zweifler.

„Wir finden aber die meisten Wilden als solche?“

Ich.

„Dann ist es klar, daß wir sie in einen späteren Zustand kennen gelernt, daß sie schon einige Veränderungen und Modifikationen erfahren haben. Ich glaube vielmehr, der Mensch wird, wo solches sein Himmelstrich, oder die Jahreszeiten erlauben, sich vom Pflanzreich nähren. Dieser Nahrungsweg ist minder beschwerlich, und natürlicher als die Jagd. Die Jagd kann ohne Waffen nicht geschehen. Wäre sie der erste Nahrungsweg des Menschen, so müßte das Bedürfnis nach

nach Waffen früher als das Bedürfniß nach Nahrung entstanden seyn. Dies ist ganz wider die Natur. Der Mensch hätte Waffen erfunden, ehe er noch gewusst hätte, wozu sie ihm gut seyn werden. Die Jagd fordet schon manche Geschicklichkeit voran. Thiere liegen dem trägen Menschen nicht so nahe, als die Bäume oder Erdenfrüchte. Die Geniesbarkeit eines Wesens, das sich bewegt, wie er, das lebt, wie er selbst, leuchtet nicht so fehr in die Augen, als eine leblose, einlaßende näher liegende Frucht.

Der Zweifler.

Über in Sogenden, wo Mangel an Pflanzen und Erdgewächsen war, da mußte doch der Mensch ein Jäger werden, um Unterhalt zu finden ?

Ich.

Ganz gewis. Nur daß eben darum solche Gegenden nicht die ersten Wohnplätze der Menschen seyn können. Daraus wird es glaubbar, daß die finstere Himmelsstriche auch am ersten bewohnt worden seyen; nur dann erst scheint der Mensch ein Jäger, und ein fleischfressendes Thier geworden zu seyn, als bei seiner Vermehrung das Pflanzenreich keine hinlängliche Nahrung ihm selbst dargeboten hat, oder als der Mensch durch eben

eben diese zunehmende Vermehrung und Mangel nach und nach in entfernter rauhere Himmelskrieche getrieben wurde; als ihn seine Sicherheit aufgefordert hat, gegen wilde Thiere zu kämpfen, sie zu erlegen. — Ich kann also annehmen, daß sich die erste Menschen von den freiwilligen Produkten der Erde geführet haben. Diese sind aber so reichlich nicht, als daß sie zureichen sollten, eine größere Menge von Menschen zu unterhalten. — Was muß also geschehen, wenn einst der Menschen mehr werden, als Mittel zur Befriedigung des Hungers vorhanden sind?

Der Zweifler.

Es scheint, es müsse geschehen, daß sich mehrere um die nämliche Frucht wenden, daß sich Mitwerber einzufinden?

Ich.

Und mit diesen etwas, das der Mensch vorher nicht kannte — Widerstand. Welche Folgen kann dieser Widerstand haben?

Der Zweifler.

Keiner der Mitwerber kann so leicht als vorher genießen. Es entsteht ein neues Bedürfnis; eine stete

tere Anstrengung ihrer Kräfte wird nothwendig, um den Widerstand zu entsernen; nichts als der Kampf kann entscheiden: die körperlichen Kräfte der Menschen sangen an, sich gegeneinander zu messen, und zu vergleichen;

Mensuraque juris.

vis. erit. Es wird darauf ankommen, welcher von beiden Männern der stärkere ist.

Ich.

Ehr richtig. Aber noch lange nicht genug. Der Sieg wird also entscheiden, wessen die Frucht ist. Der eine wird der Sieger, der andere der Besiegte seyn. Beide hat der Hunger und das Bedürfnis einander näher gebracht. Beide haben neue Erfahrungen gemacht. Aber diese Erfahrungen sind von ganz verschiedener Art. Läßt uns also das Betragen der beiden streitenden Theile näher untersuchen. Welche Veränderung muß in der Seele des Siegers geschehen?

Der Zweifler.

Der Sieger wird die Vortheile seiner Kraft und körperlichen Stärke fühlen, die er vordem nicht kannte. Er ist durch diesen Streit mit einem neuen Gute beschäftigt.

Wahnt worden. Er hat erfahren, daß Stärke zu etwas gut sey. Das erreichende der Stärke in seinem Zustand ist: das die starke ungehindert genießen kann: sie verhindert allen Widerstand, sie gewährt, was er verlangt; sie macht, was es ist, als ob kein Widerstand wäre. Er bräuchte nur einigemal zu kämpfen und zu Siegen: sogleich arbeitet der Ruf statt fernet, und er spricht ihm allen weiteren Kampf. Jeder Mitbewerber wird sogleich zurücktreten, sobald dieser gewaltige Ethos. Er fängt also an, diese Stärke, die ihm vor dem gleichgültig war, zu schätzen, sich ihrer zu freuen. Er fängt an, sich zu vergleichen, er denkt sich besser als der Besiegte. Er wird fortfahren, sich dieser Überlegenheit gegen jeden andern Mitbewerber zu bedienen. — Diese, deuts ich, wären die Folgen seines Siegs.

Ich.

Einige, aber nicht alle. Der Geschichtsschreiber der menschlichen Vervollkommenung darf nichts vorbeigehen. Hier ist nichts klein. Hier liegen schon die ersten Keime der späteren Heuchelsucht und Liebe zur Macht. Die Stärke wirkt, wo sie kann, auf gleiche Art, im ^{Staate} der Wildheit wie in dem Zustand der bürgerlichen

lichen Gefährdung. Es ist der Wahrheit wert, die Eigenschaften, welche jede Stärke begleiten, genauer zu erforschen, sie in ihrem ersten Entstehen zu betrachten. Hier finde ich: Jede Stärke befördert die Trägheit, und hindert die Entwicklung des Geistes. Jede Stärke erweckt ein zu großes Gefühl seines selbst, zu viel Vertrauen auf sich. Jede Stärke ist übermächtig und stolz; sie verachtet und schont den schwächeren nicht. Jedem Starken ist seine Kraft der Maßstab, seine Eiteligkeit, und seines Rechts. Jede Stärke ist uns gesellig und rauh.

Der Zweifler.

Worum soll der starke nicht arbeiten?

Ich.

— Wozu? Er kann nehmen, er kann ohne Arbeit gehen. Hast du vergessen, daß die Trägheit alle leichtere Mittel den beschwerlicheren vorzieht?

Der Zweifler.

Die Erfahrung führt auf das Gegentheil: tausend mächtige und starke sind nicht minder arbeitsam, als der schwache.

Ich.

Um noch stärker zu werden. Um im Geiste keine Stärke zu verbleiben. Wenn die Stärke thätig sein soll,

soll, so muss sie sich schwach, sie muss Bedürfnisse führen; ohne diesen ist alle Anstrengung unmöglich.

Der Zweifler.

Watrum soll die Stärke rauh und ungessellig seyn?

Ich:

Wogtu soll sie lieben, oder bitten? Die Bedürfnisse, durch welche diese notwendig werden, hat unsrer Willte noch nicht erfahren.

Der Zweifler.

Aber du sprachst von jeder Stärke?

Ich:

Wenn die Stärke liebt oder bittet, so ist sie dicke Käse, so fühlt sie sich schwach. Sie liest, oder bittet, wo sie als Stärke nicht zum Ziel kommen würde. So lässt sich der Adel auf dem Lande aus langer Weile, im Mangel besserer Gesellschaft, zu Leuten herab, die er außerdem verachtet würde. Selbst ein König würde bitten, wenn er unter die Hände eines stärkeren gerathen sollte, wenn sich die Umstände so sonderbare fügen, das er nicht kaufen, oder befehlen kann. Dies hat Darius nach der Schlacht bei Arbela erfahren, und tausend andere nach ihm.

lens



Ienden Glück der bürgerlichen Kriege sind diese Austritte nicht selten. Wer denkt nicht hier an den Pompejus an den Küsten von Africa, an den Marius in den Trümmern von Minturnum, oder an eben diesen auf den Ruinen von Carthago? Dies ist eben die größte Schwäche der Stärke, daß sie zu viel auf sich vertraut, anderer zu wenig schont, den Schwachen zu gering schätzt, daß sie ihren Untergang nicht vermuthen, nicht vorhersehen kann, daß sie nicht handeln kann, als ob sie schwach wäre. Dies ist, was noch alle Stärke geschwächt, und so manche schwache auf ihre Unkosten verstärkt hat. Alle Stärke macht entweder zu sicher, und folglich träge, aber zu ungesellig und hart; dies ist, was sie vernichtet. Es gilt hier, was von dem Reichthum sehr schön gesagt wird. Die Reichtümer haben den Luxus, der Luxus den Stolz, der Stolz die Verachtung, die Verachtung den Hass, und der Hass den Untergang hervorgebracht. — So handelt der Starke, in sofern er sich stark fühlt. Er ist träge, stolt, ungesellig, ungerecht und hart. Und dies alles aus der Ursache, weil die Stärke wenige und zu schwache Bedürfnisse fühlt. Sie hindert folglich die Entwicklung unserer Kraft, und steht unsrer wahren Vervollkommenung

ungs entgegen. — Du kannst also auch hier in unserem Fall sicher rechnen, daß, so sehr auch der erste Maschein von Vortheil für den Sieger ist, der Vortheil ungleich größer von Seite des Besiegten sey. Dieser Sieg wird ihm zu nichts weiter dienen, als daß er aus Mangel neuer Bedürfnisse in seine vorige Unthälflichkeit zurückfällt. Aber der Schwächere und Besiegte, was glaubst du, daß mit diesem geschehen müsse?

Der Zweifler.

Der Hunger wird ihn tödten, oder er muß sehen, wo er den Mann finden kann, der noch schwächer, als er selbst ist.

Ich.

Du glaubst also, an diesem würde er sich schadlos halten. Nun wäre er der Starke, und jener der Schwache. Nun würde er nehmen, wie ihm vor dem genommen wurde? Durch diese Auflösung meiner Frage sehen wir den Sachen noch nicht auf den Grund. Der Besiegte ist entweder selbst der schwächste, oder ein anderer muß der schwächste seyn. Von diesem allein ist hier die Rede.

Der Zweifler.

Der Schwache muß am Geist erscheinen, was ihm an körperlicher Kraft fehlt. Auch er muß einsehen, daß

Stärke ein Gut sey; und leider! ein Gut, das ihm mangelt. Er muss dieses Gut nach dringender begehrzen, weil sein Bedürfnis dringender ist; es muss ihn ihm der Wunsch entstehen, seinen Mitmenschen zu übertriften. Auch er wird seine Kräfte mit den Kräften anderer vergleichen. Diese Schwäche muss ihn reizen, sich gegen Übermacht zu versichern, um ungehindert seine Bedürfnisse zu stillen. Er wird manches versuchen, um dieses zu bewirken. Sein Geist wird sich ganz geprägt in etwas entwickeln; aber weiter über seine Bedürfnisse hinaus wird seine rohe Herzynst nicht dringen. Alle seine Geistesentwicklung wird also Raffinement über Stärke und Schwäche seyn, über Mittel, um jene schwach zu machen, und diese zu verstärken.

Ich.

Wir wollen nun auch die Natur der Schwäche untersuchen. Jede Schwäche, solang sie dauert, ist ein anhaltendes Bedürfnis; also ein anhaltender Reiz zur Thätigkeit. Sie erweckt ein eifriges Bestreben, diese Schwäche zu vermindern, sie macht Anschläge gegen die Stärke, sobald sie drückend wird; sie versäumt keine Gelegenheit, um solche zu schwächen; sie ist erschöpfendisch

isch und wachsam; sie entwickelt den Geist; und wenn Entwicklung des Geistes ein Gut ist, so ist diese Schwäche ein Gut; ein grösseres geistlicheres Gut, als die Stärke. Der Mangel und die Bedürfnisse sind die Flügel der Seele. Ohne Bedürfnisse entwickelt sich kein Geist; er entwickelt sich in dem Maas, als er Bedürfnisse fühlt, als seine Kraft nochzureicht, diese Bedürfnisse zu vermindern. Die Stärke hat also einen natürlichen und geschworenen sehr wachsamen Feind; ein sehr mächtiges Gegengewicht an der Schwäche. Es ist eine Folge der Unterdrückung, dass jeder Misbrauch der Macht den Unterdrückten thäger, seiner, und sobald der Erfolg vorhergesessen ist, thäger macht; dass der Misbrauch der Stärke am Ende die Stärke selbst zerstöret.

Noch eine Bemerkung.

Ehe der Mensch diese Erfahrungen gemacht hatte, war das höchste Ziel seiner sehr schwachen Begierden — Ruhe. Dies hat sich nun auf einmal geändert. Die Kette hat sich um ein Glied verlängert; nun besucht er Stärke. Er begeht diese Stärke als Mittel zur Ruhe, um wie zuvor ungehindert geniessen zu können. Dies ist, wodurch ihn die Stärke anzieht, wo-

durch sie ihm begehrungswert wird; deon die übrige Vortheile der Stärke kennt er noch nichd.

Wir wollen nun zu unserem besiegt zu rückkehren.
— Er fühlt sich schwäch; und er sinn auf Stärke.
In diesem Zustand haben wir ihn verlassen. Was glaubst du, daß nun erfolgen müsse?

Der Zweifler.

Unter diesen Umständen bleibt nichts übrig, als Stärke gegen Stärke zu stellen.

Ich.

Dies ist eben die Kunst. Wo soll er sie finden? Wer kann einem schwächeren Körper geben, was ihm die Natur versagt? wie soll er es anfangen, um mehr Kraft zu haben?

Der Zweifler.

Ich dachte, es könnte ihm nicht fehlen. Es muß geschehen, daß der Übermut des stärkeren ein mit dem seinigen harmonirendes Bedürfnis auch bei andern erweckt. Er wird zuverlässig nicht der einzige seyn, welcher die widrige Folgen dieser Überlegenheit erfährt. Andere werden sie nicht minder erfahren. Diese wird er suchen. Ihr gemeinschaftliches Bedürfnis wird sie eins-

einander näher bringen, sie werden einsehen, daß alle Stärke auf der Schwäche anderer beruht, daß sie mit dieser aufhören muß, daß die Stärke eines einzigen gegen vereinigte Stärke sehr wenig vermag.

Ich.

Wie sonderbar sind doch die Wege der Vorsehung! wer hätte erwarten sollen, was nun geschieht? — daß der Starke schwach, und der Schwache stark wird? Dieser Unterdrücker macht also, daß sich andere lieben, daß sie einander gefallen, daß sie in ihrem engern Umgang an sich immer nutzbarere Eigenschaften entdecken, daß sie einander gewöhnen, und von Zeit zu Zeit unentbehrlicher werden; daß sie sich nach und nach in eine dauerhafte und bleibende Gesellschaft verbinden; daß sie durch solche beständig neue Vortheile entdecken, und neue Bedürfnisse fühlen; daß sich ihre rauhe unartikulirte Läde zu einer ordentlichen Sprache bilden, und entwickeln. — Dies alles macht dieser Unterdrücker? — Siehst du nun, wie das Bedürfnis herbeizwamt, das den Menschen der Wildheit entreissen soll? Zunehmende Vermehrung seines Geschlechts, der damit verbundene Mangel des Unterhalts und Furcht

vor der Stärke — diese führen dahin? — schildbart
Ungeselligkeit und Stärke — das was Mittel zur Tren-
nung und Zerstörung sehn sollte, wird nun auf einmal
gegen unsre Erwartung für Quelle der Annäherung,
der Geselligkeit und Liebe! dies wird sie durch die
Furcht und Bedürfnisse, welche sie bei allen Schwä-
chern erweckt. O! las uns die Unterdrückung segnen,
las uns ihrer nicht fluchen! warum wollen wir nicht
einsehen, daß alle heutige Unterdrückung zu dem
selbigen Endzweck vorhanden ist — um die Men-
schen noch mehr einander zu nähern, um ihre
Geselligkeit zu verstärken, und allgemeiner zu
machen.

Wie viel ändert sich nun auf einmal? wie viele neue
Gegenstände stellen sich dem vordem so beschränkten und
ungeübten Erkenntnis- und Begehrungsvermögen dar?
wie sehr erweitern sich diese? selbst schwache Spuren
der Sittlichkeit äussern sich schon. Keine Gesellschaft
kann ohne Beschränkung der natürlichen Eigennäch-
tigkeit bestehen. Nun müssen die verbündete erfah-
ren, wie nöthig es sei, ihre Forderungen herabzustim-
men, ihre Begierden, und den Gebrauch ihrer Kräfte
zu beschränken, für andere unschädlicher zu machen; ihr
Wohl

Wohl mit dem Wohl anderer zu verbinden, oder — sie verlieren, wann sie suchen? Erst kannten sie sich kaum; dann kannten sie sich als Wesen, welche sich schaden; nun erfahren sie, daß der Mensch dem Menschen nicht bloß schaden, sie erfahren, daß er ihm auch nutzen kann... Der Mensch, der ehemalige Gegenstand ihrer Furcht wird nun auf einmal der Gegenstand ihrer Liebe. Viele, die getrennt waren, vereinigt sich in ein Band.

Aber wie muß nun dem Starken zu Muth sehn, wenn er zum erstenmal die Folgen dieser Vereinigung erfährt?

Der Zweifler.

Was kann er anders als sich schwach fühlen? er sieht, daß er gefallen ist von seiner Höhe; er sieht schwächere, die nun stärker sind. Sein dunkles Gefühl muß ihm sagen, daß es keine einzelne Kraft giebt, deren Stärke sich über alle übrige Kräfte erhebt. Er muß von nun an Mistrust in seine Stärke setzen. Sie mag ihm wieder Bedrohungswert scheinen, ihr Werth, Macht in seinen Augen unendlich verlieren. Er muß nun auf andere Mittel bauen, um zu erhalten, was er von der Kraft seines Körpers für die Zukunft vertraglich erwartet.

Ich.

Es scheint, es war der Mühe wert, diese Erfahrung zu machen. Unmöglich hat er dadurch verloren. Sie allein war fähig, ihn aus seinem Seelenschlummer zu wecken, seine Trägheit zu überwinden. Nach' er wird an Sittlichkeit gewinnen. Nun kann er fühlen, wie das thut, was er vordem andern gethan hat. Auch seine Begriffe werden sich von nun an erweitern, er wird anfangen, mit neuen Gegenständen und Gütern bekannter zu werden. — Was wird er also thun? Ein sehr dringendes Bedürfnis ist bei ihm entstanden. Er befindet sich nun selbst in der Lage, in welche er vordem seine Gegner versetzt hat.

Der Zweifler.

Aehnliche Ursachen bringen ähnliche Wirkungen hervor; alles fordert ihn auf, eine Stufe weiter zurück.

Ich.

Folglich besser zu werden. Also auch diesen bessern die Bedürfnisse, und der Mangel, welchen er fühlt? er mußte schwach werden, um gut zu werden. Welch ein Gut ist unsre Schwäche!

Der

Der Zweifler.

Zwei Wege stehen ihm offen, um zu seinen Zweck zu gelangen. Es scheint, um seine vorige Stärke zu behaupten, werde auch er, wo es möglich ist, sich mit andern verbinden.

Ich.

Geschieht dies, so steht nicht mehr wie vordem ein einzelner Mensch gegen einen andern einzelnen Menschen: nun kämpft eine ganze Gesellschaft gegen eine andere Gesellschaft. Es entsteht eine Kraft, welche aus der Vereinigung einzelner Menschen entsteht. Diese einzelne Kräfte, um sich nicht zu hindern und aufzuhoben, müssen eine gemeinschaftliche Richtung erhalten. Es muß eine Kraft seyn, welche sie aus ihrer Verstreitung sammelt, und ordnet. Dies ist eine Wirkung des Geistes; der Geist fängt also an, wissamer zu werden, seine Eigenschaften erhalten einen Werth, den sie vordem nicht hatten. Sie werden begehrungswert, es entsteht ein Bedürfnis solche zu besitzen: es entsteht eine neue Art von Stärke, die nun begehr wird — Klugheit: der Klügste wird nun der stärkste seyn. — Kannst du läugnen, daß dies sehr große Vorschritte sind.

Der

Der Zweifler.

Schr. schwer. „Von der Freiheit.“

Ich.

Nun wird's also darauf ankommen, welche Gesellschaft die stärkste ist. Die Eigenmächtigkeit wird unter den Verbündeten selbst durch die innerliche Versetzung ihres Bundes beschränkt werden. Sie selbst unter sich müssen sich schonen, oder sie gelangen nicht zu ihrem Zweck, sie hören auf stark zu seyn. Aber was hält die Eigenmächtigkeit einer Gesellschaft gegen die andere zurück? Nun werden also die Gesellschaften thun, was vordem einzelne Menschen gethan haben; unter den Theilen wird Ettlichkeit seyn, die Körper selbst werden sich hassen, münden schonen, und zu entkräften suchen; deun die Bedürfnisse der Theile sind nicht die Bedürfnisse der Körper selbst.

Auch hier las uns verweilen, damit wir keinen Anfang der Dinge vorbeigehen. Schon hier, wie die stehst, fängt sich in in sehr kleinem das Spiel an, welches unsre heutige Völker im großen treiben. Diese so kleine unansehnliche kriegsführende Mächte sind so zu sagen die ersten Elemente, aus welchen im Fortgang der Welt die Kriegskunst, und Staatsklugheit, und durch

bald verschoben) Wechsels von Stärke und Schwäche, immer mehrere und größere politische Mächte entstehen; in welchem sich das Recht des Stärkeren, und die Begierde nach Macht und Alleinherrschaft in ihrem möglichsten Umfang und Ausbildung darstellt.

Wir sehen also, daß die Völker in demselben Verhältnis gegeneinander leben, wie einzelne Personen im natürlichen Zustande; daß sie sogar zuweilen Bedürfnisse mit diesen fühlen. — Furcht vor Unterdrückung; daß sich die primitive Eigenmächtigkeit nur unter diese geflüchtet, wo sie weniger beschränkt zu seyn glaubt; daß sie aber auch hier ihr Gegengewicht gefunden; daß zu diesem Ende ganze Völker, so wie vor dem einzelnen Menschen, sich unter sich vereinigen, um das Gleichgewicht herzustellen, sobald es einem unter ihnen gelingen sollte, andere an Macht und Größe zu übertreffen; daß alle Übermacht von den ersten Zeiten der Welt an bei allen Schwächeren ein gemeinschaftliches Interesse, und den Gang zur Geselligkeit hervorbringe; daß also im Grunde die Furcht vor den stärkeren vom einzelnen Willen an bis zum policiertesten Volk hinauf die Quelle aller Vorzüglichung ist; daß alle Furcht

und

und Schwäche sehr erfundsam ist, um die Städte zu unwirksam zu machen; daß am Ende Völker so wie einzelne Menschen durch ganz ähnliche Erfahrungen einsehen müssen, daß die Stärke allein ein unzureichendes Mittel sey, um zu seinem Zweck zu gelangen; daß sie also nach langen fruchtlosen Versuchen aller Art ihrer Stärke entsagen, sie aus der Welt verbannen, und die Erreichung ihrer Wünsche weit gewisser vom demjenigen erwarten werden, wovon alle Stärke nur Beförderungsmittel ist — von der Geselligkeit und Liebe.

Diese Folge hat die Unterdrückung und Stärke: sie wird am Ende das Principium einer allgemeinen Geselligkeit und Liebe, der Mäßigung, und Beschränkung seines Begierden, der Sittlichkeit und Moral. Dies alles wird sie dadurch, daß wir immer mehr erfahren: daß sie kein überlängiges Mittel ist, um unsere Absichten zu erreichen; daß sie ein natürliches Gegengewicht hat, — die Geselligkeit und Vereinigung der Unterdrückten; daß sie eben dadurch aufhört, Stärke zu seyn; daß sie unnütz ist, sobald dereinst die Geselligkeit allgemein wird; daß diese allgemein werden muß,

muß, weil kleinere Versuche sich zu verstärken, immer größere Gegenverstärkungen, und folglich von Zeit zu Zeit allgemeinere Verbindungen hervorbringen. Was haben z. B. alle Nationen der Erde durch die erstaunliche Verdehrung ihrer Kriegsheere gewonnen, als daß man ihnen allezeit noch größere entgegengestellt, daß jede die andere so höhst freibt, daß kaum die innerliche Kräfte reichen; daß doch am Ende kein Kriegsheer eines Staats die Macht aller übrigen Völker in ihrer Vereinigung übertrifft kann; daß sie also am Ende einzehen müssen, daß sie besser thun würden, wenn sie diese Heere entließen, jeder sich mit dem seinigen begnügte, und daß, was sie durch alle Gewalt vergeblich gesucht, in einer wechselseitigen Liebe und Gefälligkeit suchten? — So muß am Ende aus der Notth eine Tugend werden, wie dies mehrheitheils der Fall ist. So muß aus der langen Erfahrung und endlichen Überzeugung von der Unsausführbarkeit grenzenloser ehrgeiziger Entwürfe die Sittlichkeit selbst unter die Völker kommen, Schonung, Gerechtigkeit und Genügsamkeit, und mit diesen ein allgemeiner Friede sich über die ganze Erde verbreiten. Warum soll die Eigennützigkeit ganz die

nem-

nemliche Ursache nicht auch unter Völkern hervorbringe,
gen, was sie schon zum grössten Theil unter einzelnen
Menschen gewirkt hat? Wo die Gründe gleich sind,
können es die Folgen nicht weniger seyn.

Doch wir vergessen unser Thema. Dies alles wäre
also die Folge, wenn sich der geschwächte starke mit
anderen vereinigt, um den ersten Besitz seiner Stärke
aufrecht zu erhalten. Wie aber, wenn er dies nicht
sollt? wenn er niemand finden sollte, mit welchem er
sich entgegen verbinden kann?

Der Zweckter:

Dann (er mag nun schwer oder leicht dazu kommen
will) dann muss er seine eignenfüige Forderungen heftig
abstimmen; er muss die Güte versuchen; er muss dass
was er vor dem nur durch Gewalt gesucht, bei dieser
so veränderten Lage von dem Wohlwollen anderer ers
wartet; er muss dieses Wohlwollen zu verdienen such
hen; er muss zu diesem Ende seiner ersten Wildheit
entsagen, die Rechte und gleichgefundene Ansprüche
anderer verehren, und menschlicher werden, als er war;
er muss einsehen (denn dies hat er nun zur Gewissheit
erfahren) das die Gewalt nicht alles vermag s. daß dem
Löwe dem Egden folgt, und die Ketten zerreißen; daß
eind

eine übermäßige Neuerung seiner Gewalt die Gewalt selbst zerstört. — So flug, scheint es, habe ich sie die gegenwärtige Lage gemacht.

Joh.

" Du kannst nun sehr viel ein, was du noch vor kurzem gelungenst hast. — Der Zustand der Wildheit führt also nach deinem eigenen Geständnis zur Gesellschaft und Cultur. Es könnte nicht geschehen, daß der Mensch ewig in dem Zustand der Wildheit geblieben wäre. Jeder Wild, so auch der unzige müßte durch werdende Bedürfnisse und neue Erfahrungen klüger, und eben dadurch besser und vollkommener werden. So wie sich das Menschengeschlecht vermehrt, müßten durch eben diese Vermehrung sehr natürlich die Bedürfnisse entstehen, welche dies alles bewirken. Die Cultur ist eine unausbleibliche Folge von der Vermehrung unsers Geschlechts, weil diese letztere die Bedürfnisse vermehrt. Du hast also recht geurtheilet. Er wird von nun an dem unbeschränkten Gebrauch seiner Kräfte entsagen. — Dies wird er ganz gewiß thun. Aber, warum wird er es thun, und wie lange wird er es thun?

Der Zweifler.

Wo zu diese Fragen?

¶

Joh.

Ich.

„Sie sind von dem größten Gewicht. Sie dienen uns, um die Zuverlässigkeit und Dauer der menschlichen Sittlichkeit und Geselligkeit zu bestimmen, um daraus auf die Größe und Zuverlässigkeit unserer heutigen Geselligkeit zu schließen; sie dienen uns, um manche sonderbare Erscheinung, manchen Widerspruch in den Sitten unsrer Zeitgenossen zu erklären.“

Der Zweifler.

„Unser Mensch enthält sich des uneingeschrankten Gebrauchs seiner Kräfte, wie ich vermuthe, weil er erfahren hat, daß er sich dadurch mehr schaden als nützen würde; weil er diesen freien Gebrauch betrüglich, ungerechtes, und gefährlich gefunden hat, um seinen Zweck zu erreichen.“

Ich.

„Also aus Noth, aus Furcht; nicht aus empfundener Liebe und Wohlwollen gegen andere; nicht aus Überzeugung einer Pflicht, die er gegen sie dadurch zu erfüllen glaubt; nicht aus Erfahrung und Kenntnis von höhern, größern, und entfernten Vortheilen, welche er durch dieses freiwillige Opfer zu erreichen hofft; — viemehr nicht aus den höchsten Gründen der

Gitt-

Gottlichkeit. So weit ist es noch nicht. Dazu hat er noch zu schändliche Erfahrungen gemacht, daß zu sein Verstand noch zu wenig ausgebildet. — Also gerade aus denselben Gründen, welche noch hent zu Tage den größten Theil des Menschen von ihrem Haug zu Gewaltthärtigkeiten zurückholten.

Der Zwölfster.

Was kann aber dieses schaden?

Ich.

So viel, daß seine Tugend sehr unvollkommen und schwach ist, wenn sie keine andere Gründe hat; daß alle diese Geselligkeit und Liebe wankend und vorübergehend ist; daß also der Grund seiner Seele gar nicht geändert, sein Haug zur Eigenthüchtigkeit und Trägheit auf seine Art vertilgt, daß er höchstens nur beschränkt ist; daß also mit der Furcht keine Geselligkeit verschwinden, und die alte Eigenmächtigkeit wieder eintreten wird. — Sind diese Folgen nicht wichtig genug? Sie wollen sie noch weiter entwickeln.

Wenn das innere nicht gebessert ist, so geht also sein Haug, wie vordem, nach einem ungehinderten Gebrauch seiner Kräfte. Er wird alle Schranken hassen, alle Wände mit Unwillen zertragen. Er würde noch immer

nehmen wie zuvor; wenn es bei ihm ganz allein stünde; dieses nehmen würde ihm noch zur Stunde gemächtiger, und seiner Freigheit willkommner seyn. Über er erfährt Widerstand; dieser Widerstand verhindert nur die wirkliche Neuerung seines Willens, seines ursprünglichen Triebs. Inner ihm ist der alte Mensch. Die Wildheit ist nicht gebändigt, sie schlummert nur, sie lauert dort auf Gelegenheiten, sie wird den Augenblick erwachen, so bald der Grund, die Schranken hinwegfallen, so bald das Gefühl seiner Stärke wieder lebhafter wird, sobald die Impunität sicherstet, und ungefährt beleidigen kann. Kurz, los ihn nur wider stark werden — und er wird handeln wie zuvor.

Der Zweifler.

Die bürgerliche Gesellschaft hat den Ausdrücken dieser Eigenmächtigkeit ewige und unabwendliche Schranken gesetzt.

Idee.

Nicht ganz witzdu glaubst. Die bürgerliche Gewalt hat eben so wenig auf den inneren Menschen gewirkt. Alle Gesetze veredeln und bessern den Willen nicht; sie hindern nur den Missbrauch; dies ist alles, was können. Sie erwecken Furcht durch die Websel welche

sie

sie bedrohen; sie sind also allein genommen, selbst bei der strengsten allgemeinsten Verfolgung, ein sehr unzureichendes Mittel zur Förderung einer höhern Sittlichkeit. Dies wäre das eigentliche Geschäft der Religion; diese sollte dem Staat zu Hilfe kommen. Aber auch diese verfehlt sehr häufig ihren Zweck, und ihre erste Bestimmung. Die Kirche hat sich durchaus nach dem Staat gesenkt; sie droht und schreit statt zu lehren; sie will äußerliche Handlungen erzwingen; sie verfolgt jeden, der sich nicht fügt. *)

H 3. 11. 1800. 11. 11. 1800. 11. 11. 1800.

*) In der vortrefflichen gekrönten Preisschrift des Hrn. Rector Thiem, über die Hindernisse des Denkens sind Gedanken enthalten, welche hieher gehören, und alles erschöpfen was ich sagen könnte. Die Stelle S. 61. ist zu merkwürdig, als daß ich sie nicht anführen sollte.

Wo das Band, welches die Glieder der Kirche verbindet, gemeinschaftliche Tugendfleis ist, wo sich die gemine vereinigen, der Schrift, der gesunden Kunst, und den Landesgesetzen gemäß so viel gutes zu stiften, als jedem Gliede in seiner Lage, und in seinem Wirkungskreise möglich ist; da wird die katholische Verfassung ein Förderungsmittel moralischer Glückseligkeit so wohl

Aller Folgsamkeit der Menschen, es sei nun im kriegerischen, moralischen, oder politischen Fache, welche sich blos

wohl ganzer Staaten, als einzelner Menschen seyn. Wo nun aber die Kirche das nicht ist, wird man sagen; was ist sie sodann? — Antwort. Sie ist die Gemahlin des Staats, mit welcher er zwar wegen ihres herrschsüchtigen Karakters schon manches eheliches Ungeheuer bestanden hat, mit der er es aber doch noch immer nicht ganz verderben darf, weil sie unter den Kindern und Dienstboten des Hauses viel Anhang hat. Der Staat vermählte sich mit ihr, daß sie vermittelst der Sitten zum Bau der gesellschaftlichen Glückseligkeit dasjenige beitragen sollte, was der Staat durch Justiz und Milz nicht bewirken konnte. Sie sollte Gesinnungen hervorbringen, während daß der Staat äußerliche Handlungen hervorbringt. Sie sollte Laster hindern, während daß der Staat Verbrechen hindert. Und sie würde dieser Entwicklung erreicht haben, wenn sie denselben getrenn gebildet, und zu Erreichung desselbigen wirklich blos moralische Mittel angewendet hätte. Weil sie aber denselben nicht getrenn blieb; sondern ebensfalls wie der Staat blos äußerliche Handlungen hervorbringen wollte, und darüber die Gesinnungen

blos allein auf Furcht gründet, ist ungünstig und vorübergehend; weil ihr Grund sehr schwankend, ungewandelbar ist: denn es gibt Zeiten, wo man nichts allein und jedem Menschen schützen kann. Ewigkeiten, Personen, und Umstände, welche über alle Furcht erheben. Und wo diese als die wirkende Ursache hinwegfällt, da muss die Eigenmächtigkeit wieder eintreden.

§ 4. *Wohl und Weisheit*

gen verfügte; weil sie nicht blos moralische Mittel brauchen, sondern Gesetze geben, und das Schwerdt führen wollte, welches doch nur dem Staat zukommt; weil auch der Staat so schwach war, ihr nicht nur seine Waffen zu liefern, damit sie sich gegen ihn selbst in ihren angestammten Rechten behaupten könne, sondern auch wohl zur Zeit sich die Obergewalt im Hause von ihm nehmen zu lassen: so erreicht sie ihren Endzweck nicht. Denn daß die Menschen, welche in einer kirchlichen Gesellschaft leben, eben nicht besser gesinnt sind, als die in gar keiner leben; daß Quäschweifungen, Laster und die größte Verbrechen durch die Vorkehrungen der Kirche so wenig gehindert werden, als durch die Vorkehrungen des Staats; das ist ja so klar, als die helle Sonne.

So weit diese in allem Betracht unerträgliche und höchst nüfliche Schrift.

gen; da man alles wider zum Vorschein bringen, was die Furcht hemmen, oder vertilgen wollte. So nicht der Grund der Gesetze gehefft ist, wo die Triebfedern nicht von höherer Art sind, als Furcht vor der Strafe, oder dem Tode des Menschen, da kann man zuverlässig vorhersagen, daß jeder dieser Menschen sich manche Abweichungen von der Rechtmäßigkeit seiner Handlungen erlauben werde. Dies erfahren wir bei allen geheimen Übertretungen der Gesetze, wo der Verbrecher sicher auf Verborgenheit rechnen kann, wo das Beispiel die Verbrechen adelt, wo sie zur allgemeinen Sitte geworden, wo der Verbrecher durch Unterstüzung der Höhern auf Impunität rechnen kann. Unter Völkern sind diese Fälle sehr häufig; aber auch in der bürgerlichen Gesellschaft gibt es Menschen, welche weniger zu stricken haben. Diese werden auch zuverlässig nicht die Muster der Luge und der Unsetzlichkeit seyn. — Man frage doch die meisten unserer heutigen Menschen, was sie vom Laster, von der Eigenmächtigkeit, von der Unsittlichkeit zurückhält. Wenn sie sich selbst kennen, wenn sie sich aus aufrichtig mittheilen wollen: so wird der gemeine Mann sich auf die Furcht vor der Hölle, auf die Furcht vor Galgen und Rad, und der bessere Theil auf Menschen-

ſchönſucht, auf Stadel und Mißbilligung berer, mit welchen er lebt, und auf ähnliche Gründe berußen. Wenn nun keine Hölle, kein Galgen und Tod wäre; wenn unsre Mitmenschen gewisse Handlungen, welche sie nun tadeln und mißbilligen, loben und bewundern würden, was glaubst du, daß geschehen würde?

Der Idiot.

Ich vermuthe, diese tugendhaften Menschen würden sich sodann eben so leicht zu jedem Laster entschließen.

Ich.

Dies ist nicht bloße Vermuthung; es ist Thatsache. Es ist eine unleugbare Erfahrung, daß sich die Folgen verändern müssen, so wie sich die Gründe verändern. Wir haben also gar nicht Ursache, unsre heutige Sittlichkeit als die vollkommenste und höchste zu erheben. So weit sind wir noch nicht. Nur die grobe Abschreckung unserer Leidenschaften sind gehindert, weil sie Strafe oder Mißbilligung erfahren, welche wir verschrecken. — Was ich hier von der Sittlichkeit spreche, dies gilt aus denselben Gründen von unsrer Geselligkeit und Liebe. Wir haben beinahe keine andere, als wir machen die Noth zur Tugend, wir sind gesellig, weil ein ungeselliges Vertragen weniger oder

gar

gar nicht zu unsfern Zweck führen würde, wir finden dies im Kleinen, wie im großen, und wir können solange Gute als allgemeine, unsehbare, durch die Erfahrung erprobte Regeln aufstellen:

Nur die Bedürfnisse machen gesellig. Unter Menschen, welche gar keine oder sehr schwache Bedürfnisse fühlen, hat auch gar keine, oder nur eine sehr schwache Geselligkeit statt; mit diesen vermehrt oder vermindert sich unsre Geselligkeit.

Wir müssen von andern abhangen, von ihnen fürchten, oder hoffen, um sie zu ehren, oder zu lieben. Aber diese Ehre und Liebe weicht so dann mit der Hoffnung und Furcht, und ist folglich keine wahre Ehre und Liebe.

Allen Menschen, mit welchen wir in keiner dieser beiden Verhältnisse stehen, begegnen wir gleichgälig. Wir lieben und hassen, wir ehren und verachten sie nicht.

Gegen Menschen, welche von uns abhangen, welche von uns hoffen, oder fürchten, erwächst unsre erste Wildheit, sobald sie ungestraft erscheinen kann.

Wo

Wo die Bedürfnisse nicht einseitig und vorausgehend, sondern wechselseitig und dauerhaft sind, da kann Ehe, wahre Geselligkeit stattfinden.

Nur die höchste Sittlichkeit allein, jene, welche sich auf den edelsten und folglich dauerhaftesten wechselseitigen Bedürfnissen gründet, besiegnet jedem, ohne Unterschied des Standes, ohne Rücksicht auf zeitlichen Vorteil oder Schaden, auf Tadel oder Lob, Strafe oder Belohnung, nach seinem innern moralischen Werth. Sie liebt jeden aus Überzeugung und Pflicht. Sie allein ist die wahre Quelle einer ungeheuren Weltl. Geselligkeit und Liebe.

Aus diesen sehr fruchtbaren Gügen, wenn ich sie anwende, erkläre ich mit unsre heutige Gleichgültigkeit gegen Unbekannte und Fremde, unsre Kriegende Geselligkeit, Schmeichelei, und Niederträchtigkeit gegen Mächtige, Reiche und Große; unsern Nebermuth, Stolz und Verachtung schwacher, armer und geringer Menschen im Uebersluß und Glück; unsre Mäßigung, Bescheidenheit und Hang zur Geselligkeit im Unglück; den Stolz der Vornehmen, und die Selbstgenügsamkeit der Reichen. Ich erkläre mir nicht minder aus dies-

hieren zu übermäßigen Gefühl der Unabhängigkeit, der Impunität, und des Nebergewichts über andere so manches unartige Vertragen des Adels gegen niedrige Stände, so vieler Lehrer gegen ihre Schüler, so manchen Obern, Patronen und Richter gegen untergebene, Clienten und Parteien, der Dienstherrn gegen ihr Gesind, der Männer gegen ihre Frauen, der Eltern gegen Kinder; das rauhe gebietende und ungestimmige Vertragen des Soldaten aller Menschen, welche zuverlässig auf höhere Unterstützung rechnen — kurz jedes starken gegen jeden schwachen. Aus eben dieser Quelle erkläre ich mir noch weiter die ausgesuchte Ungefälligkeit, und das gebietrische aufs pochende Wesen gewisser Stände und Menschen in dem Moment, wo man in ihrer Gewalt ist, wo sie wissen, daß sie unentbehrlich sind. Dahin rechne ich die Dreistigkeit und das zwanglose Vertragen der Kerze; die Härte und Unbiegsamkeit aller Pächter von landesherrlichen Gefällen; das beleidigende kurz abgebrochene Wesen aller, welche den Alleinhandel von sehr dringenden Bedürfnissen haben; die bekannte Grobheit aller Schiff- und Fuhrleute, die am Ende durch die häufige Gelegenheiten in habituelle Grobheit übergeht; nicht weniger den lächerlichen Hochmuth und Herabsetzung mit welch

welchen manche Gediente in den Häusern der Großen und Vornehmheit, im gleichen Ton mit ihren Herren beim verdienstvollsten Mann begegnen; sobald sie gewahrt werden, daß er bei ihrer Herrschaft zu sitzen hat. Man fragt in sehr vielen Ländern über den Überbruch nach den Zoll- und Staatsbedienten; diese Klagen sind um so gegründeter, je größer die Gewalt ist, die Konz zur Beitreibung solcher Gefälle durch die Landeskonsstitution eingeräumt wird. Dieser Überbruch scheint sich darum zu gründen, daß diese Leute wissen, daß nicht nur ihrer Gewalt ist, das man Ehrlichkeit schaet, in welche sie jeden sehr leicht verwickeln können; daß in diesem Falle bei ihrem Vorgesetzten allezeit die Verantwortung für sie und gegen den Kläger ist. Sie nutzen also diesen Augenblick der Abhängigkeit, dussern sobald die betroffenen Menschen schlämmernde Wildheit, fühlen sich dabei als Herren und Gebieter, und entschädigen sich durch diese kurze vorübergehende Herrschaft gegen den bleibenden Druck, den sie von ihren Vorgesetzten erfordern.

Diese sind nur einige Fälle vor den hunderten, welche ich aufzählen könnte. Aber ich denke, schon diese allein sollen beweisen, daß jeder Mensch in dem Mense-

ment wild ist, in welchem er sein Bedürfnis fühlt, sich in die Lage anderer zu denken; daß jede Geldthätigkeit dieses Bedürfnis hindert, und ungesellig macht; daß die primitive Wildheit durch die bürgerliche und religiöse Verfassung noch lange nicht gebähmigt ist; daß noch sehr sichtbare Spuren vorhanden sind, daß unsre Eigenmächtigkeit nur schlummert, daß ihre Quelle noch lange nicht verloren ist, daß sie sich unter allen, selbst unter den policiertesten Städten augenblicklich äußert, sobald mit dem Gefühl von eigener Kraft der Zwang hinwegfällt, sobald die Bedürfnisse aufhören, wechselseitig zu seyn; daß also unsre Gesellschaft nicht auf den solidesten und dauerhaftesten Gründen beruhe; daß sie eben daher abwechselnd und vorübergehend sei. — Wenn dies noch in unsein Tagen geschieht, wie können wir es dem Wilden verargen, daß bei seinem ersten Uebergang zur Cultur die Gründen seiner Gesellschaft minder rein und dauerhaft sind? — Wir wenden uns, wenn du willst, wieder zu ihm. Du sagtest: er müsse nun die Güte versuchen, und seine Forderungen herabstimmen.

Der Zweifler.

Dies sagte ich. Was könnte er außerdem thun? Dies schaue mir in seinen Umränden das einzige zu seyn.
Ich.

Der Zweifler. — Ich.

Auch ich bin der Meinung. Aber wie soll er sich dazu anschicken?

Der Zweifler.

Er muss dahn arbeiten, das ihn andere freiwillig abtreten, was er in seiner gesetzlichen Lage durch seine Gewalt expressen kann.

Der Zweifler. — Ich.

Dies mag höchstens ein oder das andere mal nicht ohne Erfolg seyn; wider wie kann er erwarten, dass er von andern ewig gehalten werde, ohne etwas dagegen zu geben? Lässt sich dies bei einem so kleinen Vorwath, bei einem noch so ungedachten Wohlwollen seiner Mitmenschen denken, und mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten? Wie bald würde diese unzügige Freygebigkeit ihren eigenen Wohlthäger zu Grunde richten, bis dem sie den Hang zum missigen Leben, und die Unzahl der Missiggänger über alle Grenzen vertrieh? Dieser Weg kann also gar nicht, oder wenigstens auf eins sehr kurie Zeit ihm Ziel führen? — Was muss also weiter geschehen? Unser Mann fühlt Hunger. Andere haben sich in die Mittel gestellt, und der Opfer des ande-

mächtiget; Raub und Gewalt vermögen nichts; und der Bettel bringt eben so wenig ein?

Der Zweifler.

Läßt uns ein andres Mittel versuchen. Er muß sehen, wie er denen nothwendig wird, die ihm nothwendig sind? So wie er andere braucht, muß er nun machen, daß sie ihn ebenfalls brauchen!

Ich.

Aber wie kann der, der nichts hat, dem nothwendig werden, der alles hat?

Der Zweifler.

Kein Mensch besitzt alles. Gute Städte hat keine Schwächen.

Ich.

Welche ist diese Schwäche des stärkeren, den er genießt hat, den er zu seinen Pflichten geneigt machen will?

Der Zweifler.

Der stärkere will genießen, es will so viel genießen als er kann. Es will aber auch so wenig arbeiten, als es kann. Jede Stärke schlafert ein, sie führt zur Trägheit und Indolenz zurück, sobald die Hindernisse hinausfallen. Der stärkere hat also, andere nichts weißt.

Welche die nöthige Arbeit, sie so- so klein, als sie will,
statt seiner verrichten. Er braucht jemand, der statt
seiner sammelt, der alles, was er nöthig hat, ihm nä-
her bringt. Er braucht jemand, der ihm seine Hände
leiht, um nichts weiter als geniessen zu können.
Selche Hände hat der Schwache, diese kann er geben;
dagegen kann er Unterkunft thüten. Hier ist das Thot,
wo er einbringen kann, um sich am Ende des Starken
zu bemächtigen. Aus dieser Ursache muss er sich in sei-
ner Lage entschlossen; seine Trägheit zu überwinden,
dazu machen ihn seine dringende Bedürfnisse genötigt.
Er wird nun von dem Wohlwollen anderer weniger er-
warten, er wird suchen, ihre Eigenliebe und ihres Glü-
ckes zu erwecken, an diese wird er sich wenden. Er
wird seinen Mitverbern beweisen, wie nöthig es ihnen
um ihrer selbst willen sey, ihm das zu gewähren, was
er sucht. — So weit wäre alles einleuchtend und klar.
Wer nur dringt sich mit ein Zweifel auf. Wenn der
Starke geben soll, so muss er mehr haben, als er selbst
bedarf. Dies setzt Überfluss voraus. Wie kommt er
dazu?

Ich:

Der Starke nimmt, so viel ihm gefällt, so viel er
kann.

3

Die

Der Zweifler.

„Zu welchem Ende? Jeder Vorrath seit das Vor-
sehen des Mangels voraus.“

Ich.

Nicht doch. Er nimmt, genießt davon, so viel er
braucht. Das übrige mag verderben. Nun sieht der
Schwache, daß der Starke mehr hat, als er braucht.
Er wendet sich an ihn, sucht so gut er kann seine Liebe
zu verdienen, durch kleine gefällige Dienste, welche er
ihm leistet, oder welche dieser von ihm fordert. Der
Starke sammelt nun die Erfahrung, daß der Übersluß
von der Arbeit befreit; hier entsteht erst der Entschluß,
einen Vorrath zu haben, zu sammeln, weil ein Vor-
rath zu etwas gut ist. — Man kann ungehindert ges-
nießen, man kann dies um so mehr thun, je größer der
Vorrath ist. Das Bedürfnis, Vorrath zu haben,
macht einen noch größeren Vorrath notwendig, um die
zur Betreibung nöthige Arbeiter unterhalten zu kön-
nen. — Hier sind die ersten Elemente der Habsucht,
der Begierde mehr zu haben, als man selbst verzehren
kann. Der erste Mensch, so wie das Kind, nimmt
mehr als er braucht, weil er das Verhältnis der vor-
liegenden Sache zu seinen Bedürfnissen nicht kennt,
weil

weil er glaubt, daß er alles genießen könne, was er sieht; der in etwas kultivirte Mensch sammelt, um ungehindert genießen zu können; um sich durch seinen Überfluss von der Arbeit loszubauen, und seine Kriechlinge zu unterhalten. Er sammelt also, um dann durch andere sammeln zu lassen, um Werdungseigene Trägheit zu finden. Die Anzahl dieser Giebe am End de eine Art von Macht. Und in letzter späteren Verfehlung wird das Vorrecht (späterhin Reichtum) als ein Mittel begeht, um mächtig zu werden, um auf andere Einfluß zu erhalten, um mit freudigen Händen andere zu unterdrücken. Hier hast du die Geschichte der ersten Triebfedern nach Überfluss und Reichtum. Aus diesen Ursachen will der Mensch mehr als er genießen kan. Dies alles wird sich späterhin noch deutlicher entwickeln.

Nun im Vorbeigehen noch einige nicht gleichgültige Bemerkungen und Schlüsse.

Da die Sachen so weit gekommen waren, war der Mensch dem andern gleich. Gedankt von dem andern unabhängig und frei. Dies hat sich geändert. Nun treten auch wieder dem Zustand der Groberung und des Kriegs Unterwerfung und Ungleichheit ein.

Ein Mensch müsste sich über den andern zu erheben, weil einer hat, was mehrere brauchen. Die Ungleichheit der Bedürfnisse ist die Quelle davon. Ein Theil des Menschen entzieht seiner Unabhängigkeit, um das gute zu erhalten. Die erste Unterwerfung hat alle Wehrkraft, Wehrbereit zum Zweck. Niemand hat sich dem andern unterworfen; um schlechter und elender zu werden, als er war. Die erste Herrschaft gründet sich auf Wohlthut, und alle Unterwerfung ist bedingt.

Womt einer andern Seite werden wir folgendes gewahr.

Arbeitsamkeit und Fleis, folglich Erfindsamkeit sind Kinder des Bedürfnisses, der Schwäche und der Noth. Sehr selten haben Reichtum oder Macht eine große gemeinnützige Erfindung getragen. Doch auch diese sind erfälderisch, aber nur in so fern sie schwach sind, in sofern sie Bedürfnisse fühlen. Beide kennen keine Grenzen, sie fühlen also das Bedürfnis noch reicher und mächtiger zu werden, um noch ruhiger zu gespiessen. Dies ist wozu sie ihre Kraft anstrengen, wozu auf ihre ganze Erfindsamkeit abwekt.

Meng

Neue Situationen geben neue Erfahrungen. Aus unseren Erfahrungen sondern wir unsre Regeln und Grundsätze ab, welche unsre weiteren Handlungen bestimmen. Dies muss also auch hier geschehen. Welche glaubst du, daß diese Grundsätze seyn werden?

Der Zweifler.

Wer geben kann, braucht nicht zu arbeiten, er darf wenn er will, nur genießen. Der Besitz solcher Dinge, welche man entbehren kann, welche andere verlangen und suchen, ist also ein großes Gut, eine sehr begehrungswerte Sache. Es ist der Mühe werth, diesen Besitz zu erhalten, darum kommt es ganz gewiß beide Theile überein.

Ich.

Kann man zweifeln, daß von nun an die Begierde diesen Besitz zu erhalten, oder zu vergrößern sich sehr wirksam äussern werde.

Der Zweifler.

Möglich.

Ich.

Denn nun wir tritt also das Verlangen nach Ruhm und Genuss wieder zurück. Diese Schwäche tritt sofort an ihre Stelle, und fällt diesen Stärke.

I 3

ter

terhin entsteht daraus die Begierde nach Geld; und diese arbeitet am Ende im Geiz aus.

Dieser Besitz kann aber nach dem immer regen Wunsch unsrer Erträgheit nie besser als durch die Mitwirkung anderer erhalten werden. Es muß also zugleich das Verlangen nach einem Zustand entstehen, in welchem sich die Mitwürker vermehren, ein Verlangen nach den Mitteln, sich der Kräften anderer nach seinen Absichten ungehindert bedienen zu können — die ersten Keime der Herrschsucht und Macht. Der Starke muß suchen, sich in diesem Besitz zu erhalten, ihn von Zeit zu Zeit zu vergrößern, und zu verstärken. Und der Schwache, der nun arbeitet, weil und solang er schwach ist, muß suchen, zu einem gleichen und ähnlichen Besitz zu gelangen. Beide begehn dann als "Vermögen" und "Starke". In allen Menschen entsteht ein wirksames Bestreben, ihren Zustand zu verbessern. So weit ist der Trieb nach vervollkommenung schon wirklich entwickelt; man muß das ganze übrige Spiel noch dahin gehen, durch weitere Erfahrungen diesen Trieb zu läutern, zu zeigen, worin eigentlich wahre Vollkommenheit besteht. Nach dem Gesetz der Entwicklung, welches vom niedern zum höheren geht, ist es sehr natürlich, daß im ersten Anfang die

Wollkommenheit eher in der Verbesserung des äußerlichen, als innerlichen Zustandes gesucht werde. Jener liegt auch dem Menschen näher als dieser, und schlägt sich leichter an die Wünsche und Erwartungen seiner Triebheit. Seine Neigung wird also ganz gewiß zuerst auf das äußerliche, und nur sehr spät auf das innerliche gehen. — Und nun da die ersten Keime dieser Begierden sich zu entwickeln angefangen haben, nun wäre der Grund zu den künftigen mannichfältigen Auseinandersetzungen, zu dem ewigen Wechsel von Macht und Schwäche für die entfernteste Zeiten gelegt. Die Begierde sich zu verstärken ist nun der Grundtrieb der Menschen; diese Stärke wird begehrte als Mittel zur Gemächlichkeit und Genügsamkeit. Die Kette unsrer Begierden hat sich neuerdings verlängert. Ehemals wollten die Menschen geradezu nur ruhen und genießen; nun verlangen sie Stärke, nun arbeiten sie sogar, um zu ruhen und zu genießen. — Die Begierde nach Vermögen und Macht ist also wirkliche vervollkommenung, eine höhere Stufe auf welcher wir stehen, eine Verfeinerung unsrer Natur. — Kannst du nun sagen, daß es falsch sei, daß ein Bedürfnis aus dem andern entsteht, daß sich diese Bedürfnisse im hinaufsteigen läutern, daß sie dahin abweichen, unsre Triebsfedern zu veredeln,

unsre Trägheit und Sinnlichkeit zu vermindern, unsre Gesichtskreide zu erweitern, unsren Blick in die Zukunft zu schärfen? Kannst du längern, daß wir durch diesen Weg aufzugehen, entferntere Wüste vorherzusehen, und fähigkere Anstalten in ihrer Bekleidung zu treffen?

Der Zweifler.

v. Ich fange an, solches weniger zu längern.

v. Ich. Ich.

v. Wir wären nun so weit, daß die Arbeit beim Menschen nothwendig wird, um Unterhalt zu finden. In den Zeiten, als die freiwillige Produkte der Erde dem vermöhrden Menschengeschlecht nicht weiterzureichen wollten, als selbst die Jagd keinen hinlänglichen Unterhalt abwarf, konnte diese Arbeit und dieser Dienst zu nichts anderem bestehen, als in der Pflege der Hecken. Die Besitzer derselben wärten die ersten Fürsten, reiche und mächtige auf Erde. — »Noch ehe der Adel gebau, der ordentliche Handel, und vor allem das Geld ersanden war, wozu konnte der Besitz so großer Hecken ihrem Eigentümmer gut sein?

Der Zweifler.

v. Er wollte ohne Zweifel geniesen.

Ich.

Ich.

Über wo zu so viele und so grosse Herden für den
Genuss eines einzigen Menschen?

Der Zweifler.

Sie geben den Unterhalt für mehrere Threchte, sie vermehren die Macht ihres Besitzers; sie sind Mittel, um sich von den Beschwerlichkeiten der Arbeit loszulassen, ohne alle Anstrengung zu geniessen. Dies ist wie du oben bewiesen hast, was die Vergrösserung und Vermehrung seines Eigenthums ansprechend und begehrungswert macht. Dies muss also auch hier statt finden. — Ich werde aber noch eine anderte Folge einer vergrösserten Eigenthums gewährt. In den Zeiten, wo der Handel noch sehr schwach, oder gar nicht getrieben wird, muss ein großer Theil die Neigung und Mitgenuss, und Theilnehmung anderer, die Gastfreyheit befördern — eine Tugend, welche vorzüglich unter Hirtenvölkern gefunden wird, welche in jedem Weltalter jedem verantwortlichem Mann eigen ist, der sein Eigenthum nicht selbst verzehren, oder gegen andre Dinge vertauschen kann. Daher, wie mir scheint, die Gastfreyheit unserer Stammeltern, der Deutschen, selbst noch in den Zeiten der Feudalmonarchie, selbst

noch heut zu Tag bei allen, die fern von großen Städten wohnen, wo sie ihren Überfluss gegen die Wagen des Luxus nicht vertauschen können; wo ein großer Vorraath gegen eine kleine Cache hingegeben werden kann, in der Absicht, sich von andern äußerlich zu unterscheiden, wo die Neigung zum Pracht und zum Luxus nicht so entwickelt ist.

Ich.

Nicht genug. Dieser Überfluss kann vorzüglich dienen, um solchen gegen fremden Überfluss zu vertauschen, gegen das, was uns fehlt. In dieser Periode des menschlichen Geschlechts fangen die Bedürfnisse an, häufiger und männichhaltiger zu werden, als daß ein und derselbe Mensch im Stande wäre, alles herzvorzubringen, wodurch sie gestillt würden. Einige werden gewahr, daß es nun Menschen giebt, welche diese Bedürfnisse fühlen, wodurch sie diesen nothwendig werden können; sie entdecken also ein neues Mittel, um Unterhalt, um das zu finden, was ihnen fehlt; sie theilen sich von nun an in die Arbeit; sie überwinden ihre Trägheit, und bringen die Mittel zur Besiedigung dieser Bedürfnisse hervor. Nun wird der Überfluss noch begehrungswerther, als zuvor, wir entdecken an

an ihm eine neue Eigenschaft, wodurch er uns anzieht, wir können dagegen erhalten, was uns fehlt. Es vergrößert sich die Neigung, mehr hervorzu bringen, als man ausserdem gebraucht hätte. Die Arbeitsamkeit und die Anzahl der Arbeiter werden vermehrt. Wo Bedürfnisse und die Mittel zu ihrer Befriedigung unter Menschen getheilt und vermehrt sind, da muss unfehlbar eine Neigung zum Tausch entstehen. Man erkennt alle neuen und vormalige Güter in einer ganz neuen sehr anziehenden Eigenschaft. Vor dem waren sie Mittel zum unmittelbaren Genuss, Mittel, um Mitwirker zu erhalten, welche unsre Arbeit verrichten. Nun werden sie Mittel, um andere schlende Güter zu erhalten, von allen zu geniessen, und sogar der Beschwerlichkeit des eignen Hervorbringens entubrigt zu seyn. Mein Ueberfluss stellt nun alle Güter der Welt vor. Um seinetwillen arbeiten alle Hände für mich. Dies muss seinen Werth, und den Reiz, solchen zu verstehen, unendlich erhöhen. Es muss aber die Sinnlichkeit erhöhen, weil es nun möglich wird, viel und mancherlei zu geniessen." Nutz entsteht also die Neigung zum Tausch. Diese Neigung ist eine sehr große Wohltat für unser Geschlecht. Sie ist ein sehr großes Mittel für Entwicklung unserer Kräfte durch die Folgen, welche sie begleiten.

Der

Der Zweifler.

Welche sind diese Folgen?

Ich.

Eine noch weitere Vertheilung der Arbeit. Wer mit andern tauschen will, muß besitzen, was andere verlangen. Wenn er es nicht besitzt, so muß er suchen, solches hervorzubringen. Wo ein Tausch statt haben soll, müssen mancherlei Bedürfnisse seyn, und muß mancherlei hervorgebracht werden. Wäre unter Menschen keine Neigung zum Tausch, wären ihre Arbeiten weniger oder gar nicht vertheilt, so müßte jeder nur eine und dieselbige Arbeit verrichten. Jeder müßte z. B. pföhgen, säen, erndten, jeder müßte das Eisen schmieden, den Pflug und die dazu nöthige Werkzeuge fertigen, sich selbst kleiden, nähren und versorgen. Jeder würde dem andern unnütz und entbehrlich seyn; alle Gelehrigkeit, alle fortschreitende Entwicklung unsrer Kräfte würde gehindert, wir würden nichts mehr als Wilde seyn, und zu ewigen Zeiten verbleiben. Durch die Neigung zum Tausch, und durch die Vertheilung der Arbeit ändert sich dies alles. Der Mann, welcher die Waffen und den Jagdzeug bereitet, kann nun eben so gut essen, als ob er selbst ein Jäger wäre. Aber seit

ne Mitgenossen mit Kleidern versorgt, wer häusler besondere Wohnungen hat, Untericht vertheilt, ihre Streichhandel bestellt, kann nun diese Zeit von Dienst zum seinem vorteilen; er kann dabei leben und essen, wie ob er selbst ein Jäger, ein Hirte, ein Ackermann wäre. Jeder arbeitsame Mann ist von Nutzen am Scheitern an allem; — Was noch wichtiger ist, durch die Vertheilung der Arbeit wird der Unterhalt vervielfältigt, mehrere Familien können sich ernähren, die Bevölkerung wächst, mit ihr die Bedürfnisse, und der Wohlstand wird allgemeiner. Nun erscheinen so viele Nahrungsweize und Gewerbe, als Bedürfnisse der Menschen sind. Jeder kann nach geschehener Vertheilung der Arbeit in ungleich kürzerer Zeit häufigere und bessere Arbeiten hervorbringen. Er gewinnt sogar so viel an der Zeit, daß er sein Gewerb durch Erfindung irgendaret Maschinen unendlich erleichtern kann. Wer leichtig arbeitet, kann sehr viel vermössen und gehoben. Im Grunde ist also Arbeitsamkeit der solideste Reichtum, und das sicherste Mittel zum Genuss von aller Art. Jeder Mensch ist reich oder ärmer kann gewissen, oder muss entbehren, in dem Maße, als er durch seine Arbeit mehr oder weniger tauschbare Dinge hervorbringt. Nun muss also ganz gewiß unter Menschen

schon

schen die Neigung entstehen, viele tauschbare Dinge zu besitzen; und da solche unter diesen Umständen nicht leicht ohne Arbeit können erhalten werden, so muss sich nicht minder ein sehr großer Hang zur Arbeitsamkeit rütteln. Belebung der Industrie ist also eine nothwendige Folge. Diese kann sich nur vermindern, sobald es möglich wird, viele tauschbare Dinge ohne Arbeit zu erhalten. Dann tritt sogleich die alte Freiheit wieder ein; und zieht diesen ungleich bequemlicheren Weg dem minder bequemlichen vor. Wir werden bald erfahren, dass sich die Gelegenheit dazu darbietet, welche der Mensch, wo er kann, sicher nicht verschmäht.

Der Zweifler.

Aber nicht jeder braucht, was ich zu geben habe?

Ich.

Dieser Unbequemlichkeit kann durch eine Reihe von Tauschhandlungen mit verschiedenen Personen abgeholfen werden. Im Anfang war auch diese Unbequemlichkeit nicht so groß, als sie heut zu Tag seyn würde; indem die meiste Hervorbringung Mieblinge, Leibeigene, Knechte und Mitglieder einer Familie waren, die nur für ihren Herrn arbeiteten, von welchen sie den Unterhalt erhielten. Die meiste Bedürfnisse konn-

Familien alle in der Familie selbst befriedigt, und gegen einander vertauscht werden. Der eigentliche größere Tausch kommt eigentlich nur zwischen den Häusern der Familien und Stämme statt finden. Über da sich die Familien verschreiten, und mehrere Menschen mehr für sich, als für andere hervorbringen könnten; da musste doch freilich die Schwierigkeit zu verkaufschon von Tag zu Tag vermehren. Die bisherige Art musste die Leichtigkeit zu tauschen, von welcher so vieles abhängt, ungünstig erscheinen. Es musste folglich das Mechanismus nach einer Weise entstehen, welche alle tauschbaren Sachen vorstellt, welche jeder braucht, und sehr gern nimmt, weil er alles dagegen erhalten kann. Dazu war nicht jede Ware geschildet: sie sollte in sich die Eigenschaften vereinigen, daß sie seltener, dauerhaft, und theilbar war. Diese Eigenschaften vereinigen sich in dem Silber und Gold, und zum Theil in dem Kupfer. Nun war es aber sehr wichtig, dem Verkäufer einige sehr gerechte Weidentlichkeiten zu benennen, ihn gegen allen Wettung zu perschern. Er müste überzeugt werden, daß er wirkliches Gold und Silber in der bedungenen proportionirten Quantität und Qualität gegen seine Ware erhalten werde. Die neuen Weidentlichkeiten des Abwägens und Pro-

probieren konnten nur durch das Zeugnis eines breiten bei diesem Tausch uninteressirten angehenden glaubwürdigen Mannes entfernt werden.

Dieses Zeugnis liegt in dem obrigkeitlichen Gepräg. Und geprägtes seltneres Metall, Kupfer, Silber, Gold erhielt von nun an den Namen des Geldes. Auf diese Art wurde die Waage gefunden, welche alle tauschbare Dinge verstellt. → Und diese Waage ist das — Geld.

Die Erfindung des Geldes ist zwar eine sehr alte, aber zugleich in einer andern Rücksicht sehr späte Erfindung. Sie seit den Gebrauch der Epitache samt einem gewissen Grade der Cultur voran, Kraft welches die Neigung zu tauschen schon sehr lebhaft geworden, und manche ältere übel gerathene Versuche herverbracht hat. Sie seit zugleich eine bestimmtere Ordnung in der Gesellschaft, die Gesellschaft mit häufigen Bedürfnissen; und eine gemeinschaftliche Obrigkeit voran. Noch nothwendiger war es, daß der Bergbau und die Schmiedekunst nicht bloss getrieben, sondern auch auf einen gewissen Stand verfeinert wurden. Diesen allem mußte die Erfindung des Feuers vorhergehen. Nur dann erst konnte diese große Erfindung geschehen.

Dic

Der Zweifler.

Diese Einführung des Gelds mußte, wie es scheint, die reg gewordene Leidenschaften der Menschen in eine noch größere Säyrung bringen.

Ich.

Ganz gewiß. — Nun sage. Warum wurde das Geld erfunden?

Der Zweifler.

Um den Tausch zu erleichtern.

Ich.

Läßt uns diesen Zweck vor Augen haben; und daraus folgern. Das Geld ist also nach seiner ersten Bestimmung ein Surrogat der Waare. Es muß folglich von ihm alles gelten, was von der Waare gilt. Es hat mit dieser einerlei Bestimmung und Werth: es hat sogar ohne Waare, welche es vorstellt, gar keinen Werth. Es sei denn seiner Natur nach den Umlauf der Waaren voraus, und muß mit, und durch diese selbst umlaufen. Sein Umlauf wird gehindert, sein Werth herabgesetzt, sobald entweder wenige Waaren vorhanden sind, oder die Veräußerung derselben verbotten ist. Das Geld ist selbst Waare, aber eins Waare, welche den Tausch erleichtern soll; was den

X

Tausch

Tausch erleichtert, befördert eben dadurch die Arbeitssamkeit, giebt ein Interesse hervorzu bringen, und entwickelt unsre Kräfte. Folglich soll das Geld nach seiner ersten Bestimmung ein Mittel seyn, die Industrie zu beleben, und unsre Kräfte zu entwickeln. Wo also der Umlauf des Geldes gehe nommen ist, da ist keine Industrie, keine Entwicklung der Kräfte, da ist Wildheit und Barbarei. Die Ungleichheit der Reichthümer hemmt diesen Umlauf. Folglich ist sie die Quelle des Verfalls von Fleis und Cultur. Aller Gebrauch des Gelds, der die Industrie belebt, ist wohlthätig und verhünftig; alles übrige ist Misbrauch dieser Erfindung. Das Geld ist also um des Handels willen, und nicht der Handel um des Geldes willen. Vermehrung des Gelds soll also niemalen der Zweck eines handelnden Volkes seyn; aller Handel, welcher noch vollends nur dazu dient, um wie beim Alleinhandel nur einige Menschen zu bereichern, ist durchaus schädlich. Eine kleine Quantität des Gelds, welche umläuft, erreicht ihren Zweck weit sicherer, als eine grössere, welche nicht umläuft. Nur das umlaufende Geld ist es, wornach der Reichthum oder die Armut einer Nation kann bestimmet werden. Eine Nation kann daher bei sehr viel Geld, bei den ergiebigsten Gold- und Silberbergwerken

ten arm und elend seyn, oder wenigstens werden. Die Arbeitsamkeit allein ist der solideste Reichthum. Wer sein Volk reich machen will, muß diese beleben. Reichthum an Geld ist ihre unausbleibliche Folge, die niemalen erscheint, so bald sie zum Zweck gemacht wird. Wo keine Arbeitsamkeit ist, ist auch kein Geld, und keine Entwicklung des Geistes. — Diese ist, wie du einsehen mußt, die einzige wahre Bestimmung des Gehdes. Aber unsre unaufhörlich wachsame Drägkeit, welche nur aus Noth, und so zu sagen aus Verzweiflung, ohne daß ihre Quelle verstopft war, zur Arbeitsamkeit gebracht wurde, hat auch hier ein offenes Thor gefunden, und die Wirkung zur Ursache, und das Mittel zum Zweck gemacht. Sie hat sich des Geldes bedient, um gar nicht, oder weniger zu arbeiten. Zum Theil war der Grund dazu schon vor der Erfindung des Geldes gelegt, das Geld selbsien hat diese schlummernde Neigung nur erweckt, mehr ausgebildet, und wirksamer gemacht.

Der Zweifler.

Wie dies, wenn ich bitten darf ?

Ich.

Nach den oben angeführten Gründen ist der Mensch arbeitsam, um vertauschen zu können, und wozu wollte

vertauschen, wenn er nicht geniessen wollte? Großer Lebensgenuss ist also der eigentliche, obgleich nicht der reinste Grund von der bisherigen Anstrengung seiner Kraft. Vermög unsrer Trägheit, dieser Erbsünde unsres Geschlechts, würden wir gar nicht arbeiten, wenn wir ohne Arbeit eben so gut geniessen könnten. Diese Grundneigung bleibt, und sie wird allzeit wirksam werden, wo Gelegenheit ist, sich ungehindert zu äussern. Vor der Erfindung des Geldes war diese Gelegenheit nur so zu sagen in ihrem Keim. Man sah dunkel vorher, daß derjenige weniger nöthig haben würde zu arbeiten, welcher so glücklich gewesen wäre, einen großen bleibenden Vorrath zu sammeln. Man hat dies im kleinen so gut, als möglich war, versucht; aber wie sollte man einen größern Vorrath sammeln, und bewahren? Die allererste Reichthümer der Welt waren:

Plura domi fraga, & majores glandis acervi.

Diese waren nicht von der Art, daß sich große Schäde in einem kleinen Raum auf eine lange Zeit gegen alles Verderbnis versichern ließen. In den darauf folgenden Zeiten,

— Cum jam glandes, atque arbuta sacrae

Deficerent silvae, & victimum Dodona negaret.
als noch kein Ackerbau war, und große Strecken Lanes

des

des offen standen, welche die Heerden jener Zeiten nach und nach abweiden konnten, da ließ sich zur Noth ein ähnlicher Vorrath an Vieh und Heerden sammeln, und auf längere Zeit bewahren. Dies war auch der eigentliche Reichthum dieses Weltalters; und der lateinische Name des Geldes, so wie das älteste Gepräge der Münzen, hat sogar seine Form und Bedeutung davon. Aber, als die Weiden seltener wurden, weil die Menschen einander näher rückten, da mußte es in der Folge ganz unmöglich werden, große Schäze zu häufen. Selbst der Ackerbau konnte diesem Vorhaben nicht günstiger seyn. Die Beschaffenheit der ersten Reichthümer war also dem Anhäufen großer Schätze, in der Absicht, sich von der Arbeit los zu kaufen, durchaus entgegen. Aus dieser Verlegenheit half die spätere Erfindung des Geldes. Nun war die Ungleichheit der Reichthümer eine sehr mögliche Sache. Nun wurde möglich, was man lange vorher vergeblich gesucht hatte. Nun ließen sich auf ewige Zeiten ungestreute Summen in einem sehr mäßigen Raum verborgen und bewahren; nun mußte jeder einsehen, daß demjenigen, in dessen Gewalt ein solcher Schatz wäre, alles zu Befehl stehe; daß er alles genießen könne, ohne zu arbeiten. Was war natürlicher, als daß von

nun an alle Neigung auf das Geld fiel? Das Geld wurde von nun an durch die Eigenschaft, daß es sich anhäufen läßt, der Abgott der Welt, und was nach seiner Grundsbestimmung die Industrie beleben sollte, dies wurde nun durch eine sehr natürliche Verwechslung der Mittel mit der Absicht selbst dazu gebraucht, um allen Trieb zur Arbeit zu ersticken, um die Trägheit zu befördern. Das Geld, das vordem bloßes Mittel war, wurde von dieser Zeit an als Zweck begehrts.

Der Zweifler.

Was kann dies schaden?

Ich.

Sehr viel, wie du sogleich erfahren sollst. Das Reich der Trägheit und der heutigen Sinnlichkeit, gründet sich darauf. Aller Misbrauch des Geldes, alle so traurige und widerige Folgen von der Einführung des Geldes, entspringen aus dieser Quelle. Hätte der Mensch auch späterhin das Geld nur als Mittel zur Belebung der Industrie begehrts; so würde er diesem Mittel niemalen einen größern Werth als dem Zweck selbst beigelegt haben. Er würde das Geld so wenig, als vordem die Waare, welche es nur vorstellt, wodurch es ganz allein einen Werth hat, unmäßig gehäuft haben.

Der

Der Zweifler.

Du wolltest also, daß gar kein Geld gesammelt, und angehäuft würde?

Ich.

Eigentlich ist dieses Anhäufen der Bestimmung des Gelds vollkommen entgegen, wenn es nicht aus der Ursache geschieht, um durch dieses Anhäufen selbst die Industrie mehr zu beleben, um grössere und gemeinnützige Unternehmungen zu machen. Aber diese ist selten die Absicht desjenigen, welcher Schätze sammelt, und wenn sie es anfänglich ist, so verliert sie sich sehr bald. So wie man sich von dieser Absicht entfernt, müssen für das ganze sowohl, als für die Sittlichkeit des Sammlers sehr üble Folgen entstehen. Oder sage mir, warum kann man außerdem mehr Geld verlangen, als man nöthig hat, um seine Bedürfnisse zu bestreiten? Ich denke mir folgende Ursachen. Wer Geld häuft, kann dieses in der Absicht thun, um solches zu verzehren. Wenn er nichts weiter als Waare hätte, würde es unmöglich seyn, so viel zu verzehren, weil sich nicht so viel aufbewahren läßt, und weil der Tausch von Waare gegen Waare nicht so schnell, und leicht, und allgemein geschehen kann. Ein Sammler dieser Art wird also suchen, seinen Genuss so viel möglich zu erweitern und zu

verfeinern ; er wird suchen , sich dadurch von andern zu unterscheiden. Aus dieser Quelle werden Pracht und Verschwendung, Luxus und Hang zur Sinnlichkeit entstehen. Das Anhäufen des Gelds hat alle diese Uebel , welche vor der Erfindung des Gelds beinahe unmöglich waren, erst entwickelt, und zur Wirklichkeit gebracht. Diese sind aber nicht die einzige üble Folgen , welche daraus entspringen. Es kommt auf die weitere Absichten des Sammlers an, um eine neue Quelle neuer Uebel gewahr zu werden. Es kann geschehen , daß der, welcher Schäze sammelt, sie in der Absicht sammelt, um andere zu seinen Diensten zu erkaufen, um sie von sich abhängig zu machen. Er wird also Schäze sammeln, um zur Herrschaft und Macht zu gelangen. Oder endlich man hat erfahren, daß ein Vorrath gegen alle Unfälle des Lebens, und gegen allen künftigen Mangel hinlänglich versichert, man wird, um gegen diesen Mangel gesicherter zu seyn, so wenig verzehren, als möglich ist , man wird sich am Ende mit dem bloßen Besitz, mit der Möglichkeit zu geniessen, ganz allein begnügen ; man wird also das Geld um des Gelds willen lieben, und daraus werden erst Sparsamkeit, dann Bargheit und Knauserei , und am Ende die widernatürliche aller Neigungen, der Geiz ent-

entstehen — jene Neigung, welche macht, daß man niemand liebt, und von niemand geliebt wird. Alle diese sind Folgen von der Anhäufung des Gelds. Sie hätten nie, wenigstens niental in dieser Form in einem so sichtbaren Grad erscheinen können, wenn nicht durch die Erfindung des Gelds die Anhäufung eines grossen Vorraths und Schatzes möglich geworden wären. Nun sehen wir nicht mehr in dem Geld, was wir sehen sollten. Wir betrachten solches als Mittel, ohne Arbeit alles mögliche zu geniessen, als Mittel, uns zur Macht und Herrschaft zu gelangen, als Mittel, uns von der Furcht des Mangels zu befreien. Nun erst da der Mensch ein Gut, das er vordem nicht kannte, kennen gelernt, ein Gut, welches die Eigenschaft hat, nicht blos vor Mangel, sondern auch gegen Arbeit zu schützen, wodurch er alle Bande, mit welchem bisher wider Willen seine Erdigkeit gefesselt war, auf einmal zerreißen, und ohne Arbeit so viel, wo nicht alles, geniessen kann; ein Gut, welches zureicht, alle Bedürfnisse des Lebens zu stillen, um welches alle ihm bekannte Güter der Erde, ja sogar Menschen von aller Art und von allen Ständen feil und zu Gebot stehen, welches alles vorstellt, sich in's unendliche sammeln und anhäufen lässt, und eben dadurch alles nur mögliche

gewährt: — Nun sage ich, da der Mensch ein Gut dieser Art kennen gelernet, nun müste ihm solches ganz gewiss als das erste aller Güter erscheinen; derjenige, so dessen am meisten besitzt, müste von ihm als das Ideal menschlicher Glückseligkeit und Vollkommenheit angestautet werden. Seine ganze Neigung müste auf ein so vorzügliches Gut fallen. Nun hieß es

— — — Quaerenda pecunia primum,
virtus post nummos.

Der Werth des Menschen müste von nun an nach dem äußerlichen und der Größe des Aufwands geschätzt werden; alles wird dem Geld aufgeopfert, und untergeordnet werden; alle Wege werden willkommen seyn, um solches zu erhalten, unsre ganze Denk- und Erfindungskraft wird nur thätig seyn, um neue bequemlichere Erwerbungsmittel zu erfinden. Jeder wird reich scheinen wollen; man wird ohne Ziel und Maas verzehren, und über seine Kräfte geniessen, es jeben andern gleich thun wollen, zu diesem Ende Schulden über Schulden häufen, seinen Wohlstand und seine Ruhe zu Grunde richten. Die Lust zur Arbeit und die hervorbringende Classe der Menschen werden sich vermindern, und letztere von den vielen Schwelgern gedrückt werden; der Müßiggang, der Hang zum Genuss, Lust,

pus,

zus, und Schwelgerei aller Art werden überhand nehmen und alle Industrie und Künste nach und nach verfallen. Es wird sogar ein neuer sehr schädlicher Stand von Menschen entstehen, welcher blos vom Wucher und Geldrenten lebet, und den Werth der liegenden Gründe, den Handel, Acker und Feldbau herabsetzt. Diese sind die Folgen von der Anhäufung des Gelds, von der Ungleichheit der Reichtümer. Das durch ist nun eine ganz neue Art von Stärke entstanden, welche die vormalige Trägheit neuerdings befördert und begünstigt. Nun wenn wir in unsrer Vers vollkommenheit weiter rücken sollen, müssen neue Bedürfnisse entstehen, welche uns reizen, dieser neuen ungleich gefährlichern Art von Stärke ein Gegengewicht zu setzen, und sie unwirksamer zu machen.

Die traurigste Wirkung von der Liebe zum Geld und von der Ungleichheit der Güter ist ganz gewiß, daß sie allen Gemeingeist erstickt, gegen alles hohe und große gleichgültig und minder empfänglich macht, die Eigennützigkeit und die Interessen der Menschen vermehrt, und vervielfältigt, sie gegen einander stößt, und eine unerschöpfliche Quelle von Zwietracht und Hass wird. Für Freistaaten sind diese Folgen noch gefährlicher, als für Monarchien. Auch war allzeit ihr Un-

ters

tergang die Folge eines übermässigen Reichthums, und der zu grossen Ungleichheit der Güter. Rom hat solches erfahren. Die Eroberung von Asien, Griechenland und Egypten, die Schäze des Antiochus haben diese stolze Weltgebietende Republik vernichtet. Alle Freystaaten können sich von einer gleichen Anhäufung des Gelds ein gleiches versprechen.

Aller Orten, wo des Geldes zu viel, in zu ungleicher Vertheilung ist, werden sich die Quellen des allgemeinen Wohlwollens und der Menschenliebe vermindern, weil die primitive Trägheit wieder eintreten, und nunmehr kaufen oder erpressen kann, was man vordem nur durch Bitten oder Gegendienste erhalten konnte. Allzeit wird der Reiche gebieten, und den Ton angeben; eine neue Abhängigkeit wird entstehen, der Verfall der Sitten, und die Knechtschaft werden erscheinen. Der Reiche wird sich selbst genug, ausgeblasen, und stolz, der Arme niederträchtig und faul seyn. — Diese sind die Folgen von der Anhäufung des Geldes.

Der Zweifler.

Das Geld hätte also unter den tausend Sünden auch noch diese auf sich liegen, daß es die Wildheit und Ungeselligkeit vermehrt? Wie kommt dies? Es hat

hat ja nach deinem eigenen Vorgeben den Tausch erleichtert, und folglich den Verkehr unter Menschen befördert?

Ich.

Vermehrt und vermindert, wie du willst. Es hat Welttheile verbunden, und Familien getrennt. Es hat die Geselligkeit vermehrt im ganzen und ins großen, aber es hat sie auch vermindert im Kleinen, eingeren, und gesellschaftlichen Kreise. Wenn es wahr ist, daß unsre Bedürfnisse die Quelle aller Geselligkeit und Liebe sind, daß sich Menschen einander nähern, weil sie andere nothig haben, um ihrer Schwäche zu steuern: so muß sich diese Geselligkeit und Liebe nothwendig vermindern, sobald unsre Bedürfnisse aufhören, wechselseitig zu seyn. Reichthum und Macht bringen diese Folge hervor; sie gründen eine Ungleichheit, sie machen, daß viele, sehr viele einen einzigen brauchen, der sie nicht wieder entgegen braucht, oder wenn er sie brauchen sollte, ihre Dienste erkaufen, oder erpressen kann. Dazu braucht man keine Liebe. Dies verunsichert aber auch, daß Reichthum und Macht die stärkste Gegner der Sittlichkeit und aller mahren Geselligkeit sind. Wo die Bedürfnisse zu ungleich, und zu einseitig sind, da hängt ein Theil zu sehr, und der andere zu we-

wenig von dem andern ab: da geht alles Gleichgewicht verloren: da entsteht eine neue Art von Stärke und Impunität, ein neues eigenes Gefühl von Unabhängigkeit; und nie waren Stärke und Unabhängigkeit gesellige Eigenschaften des Menschen. Jedes zu starke Gefühl seiner selbst ist mit Stolz und Verachtung anderer verbunden; sogleich erwacht die noch nicht gebündigte ohnehin nur schlummernde Wildheit der erson Welt. Stärke bleibt Stärke, sie handelt als solche, und sie zeigt sich in allen Gestalten. Sie schont, wo sie kann, keine Rechte des Schwächeren; sie nimmt, wann und wo es ihr gefällt. Wenn der größere Theil der Menschen alle Fesseln seiner Eigenmächtigkeit nur mit Unwillen trägt, wie ist es möglich, daß nicht jeder es versuchen, oder wünschen sollte, am wenigsten beschränkt zu seyn? Warum soll es nicht den meisten willkommen, sehr willkommen seyn, sich durch die Bande der Gesellschaft zur Impunität hinauf zu arbeiten, in dem Zustand zu leben, als ob diese Gesellschaft gut nicht wäre, in sofern sie ihn beschränkt, als ob sie blos allein wäre, in sofern sie ihm nützt? — die Gesellschaft selbst als Mittel zu benutzen, um noch stärker zu werden, als er war? Was kann erwünschter seyn, als die Kraft haben, der sich nicht in meine Absichten fügen

gen will, mit seinen eigenen Händen zu binden, durch kluge Benützung anderer, Herr ihrer aller, Herr der ganzen Natur zu segn. — Denn diese Leidenschaft kennt keine Grenzen? Dies ist, was schon in der Ewigmächtigkeit des Wilden nur als Keim liegt. Auch er würde die Herrschaft der Welt nicht weniger begehrten, wenn er wüsste, was die Herrschaft der Welt ist. Dies macht, daß alle Triebe des aus der Wildheit hervorgehenden Menschen auf diese Macht losarbeiten, daß sie das Ziel seiner Wünsche ist, daß die Liebe zur Macht durch die Kultur, durch die Kenntnis allgemeiner Gegenstände, eines ausgedehnten Wirkungskreis, soz erst ihre gänzliche Ausbildung erhält. Wer die Macht hat, hat alles, was er begehrn kann. Warum soll der Mann liebkosen oder bitten, der nur nehmen und beschließen darf? Ist dieser Mensch nicht ungleich kürzer? Wodurch wird unsre schlummernde Trägheit besser befriedigt? Muß hier nicht der sehr natürliche Gedanke entstehen, daß er der Starke (und jeder Weise ist stark) ein Wesen von höherer Art sei; daß andere Stände und Menschen nur um seinetwillen geschaffen sind, daß er diesen außer Geld und Schutz zu keinen Gegeudiensten verpflichtet ist; daß sie sämtlich seine Knechte, oder seine Kriethlinge sind? — Und wenn

wenn uns einmal Menschen aus diesem herabsegenden Gesichtspunkt erscheinen, ist es möglich, daß wir sie wahrhaft schätzen, oder lieben? Können wir lebhaft denken, daß sie mit uns einerlei Naturursprung und Bestimmung haben — sie, die wir so wenig brauchen, die sich selbst an uns verkaufen, die so oft ihre Würde verläugnen, auf jeden Wink zu jeder Niederträchtigkeit bereit stehen, um uns zu gefallen, um ihren Hunger zu stillen, um sich in unsrer Sonne zu wärmen? Können wir sie achten — sie, die so weit unter uns stehen, die uns selbst in dem Wahn erhalten, daß wir alles, und sie — nichts sind? — Wahrlich! die Arme und die Schwache sind die Verführer der Großen und der Reichen! — Wären in dieser Welt unter Menschen keine eigennützige Schmeichler der Großen, es gäbe sicher keinen ausgeblasenen Verächter, Unterdrücker und Despoten.

Darum ihr! die ihr düstig seid, und in der Ewigkeit noch keine Fertigkeit habt, zittert vor jedem Menschen.. Dort, wo der Reichtum ist, ist auch zugleich eine Art von Macht. Niemand giebt, ohne zu nehmen, und der so nimmt, verkauft sich. In dem Geldschränk des Reichen liegen eure Ketten. Er kann, wenn

ment er wider will, der sperrt einen Ehe und Pflicht
einer Tugend und Freiheit vorüber. In jedens Landes
bei jedem Volk, wo die Ungleichheit der Menschen
so groß ist — da ist es auch um Freiheit, Tugend,
und Gerechtigkeit geschehen — da giebt es keine Städte
schen oder Bürger; da giebt es etliche Despoten;
alle übrige sind Knechte, welche seit sieben, und ihres
Käufers erwarten. Zum Glück kann niemand allzeit
und ewig, und allen gebeten. Darum giebt es auch keine
se ewige Herren; keine ewige Freiheit; darum liegt
es in der Natur, das Große nicht, und Kleine groß
das Reiche arm, und Arme reich; das Mächtige
schwach, und Schwache mächtig werden.¹¹ Darum ist
unsre Geschichte die Geschichte des Wechsels von
Muth und Reichthum, von Stärke und Schwäche,
von Erfolg und Misserfolg einzelner Menschen und
ganzer Nationen. — Vom Kindheit und Geld wirken
also sehr auf die mindere Gesetzmäßigkeit des Menschenheit.
Aber noch allgewaltiger wirkt die Macht. Geld ist
Meichen zittern davor. Der Mächtige braucht nur zu
wünschen, so ist nur ein Eigenthum, und der Eigentümer ist — Er. Macht wirkt bei den Menschen eines
der dringendsten und ersten Bedürfnisse — Furcht.
Mächtige hängen nur durch sehr wenige Bedürfnisse

mit der ständigen Welt zusammen. Zum Glück braucht
denn sie Weisheit und Geweide, um ihren Stand zu
erhalten; aber was ist groß; wo nimmer klein ist? Zum Glück folbert sie die Langeweile, diese treue,
Gefährdin, dieses Ungewicht aller Schönheit und Größe.
Der gütige Herrgott hat diese sehr dringende Bedürfnis
nicht großes Weißsein in die Hände der Mächtigen
gelegt, um sie in den kleinen Welt nicht zur Fessel zu
machen, um den Krieg nach Besieglichkeit unter allen
Menschen zu erhalten, um dadurch manche gefährliche
Ausbrüche der Eigensüchtigkeit zu vermindern. — Es,
zu Gewalt, welche auch darüber erhaben wäre, würde
am Bestürzten geschehen seyn: denn sie hätte keine
Rückhalt.

Die Gelehrte. Ich kann
die Schule gründlich in Betrachtung, es mit einigen
frankmütigen Gitterlehrern zu halten, welche die Erfin-
dung des Ochs als die unschuldige Erfindung her-
trachten.

Ich.

Ich kann diese Gitterlehrer. Es sind deren sehr
wenige, welche dieses Geld, das sie so sehr verschreien,
nicht sehr ängstlich suchen, und begehrn. Es gehört
viel Eingeb und Mut, um das Geld im rechten Grunde zu
ver-

sichter. Thaten und Worte stimmen hier nicht allein um genaueren überein. Wäre es aber auch der volle Ernst dieser von dir angeführten Lehre; so bleibt doch so viel gewiss: diese Sittenlehrer urtheilen sehr eipfeig hier sie betrachten nicht, daß sie mit dem Geld sehr viel Gutes, das größte Mittel unsrer Verpolirung aus der menschlichen Gesellschaft verbannen würden; daß das Geld so wenig ein wohchäftes Hindernis der Ewigkeit ist, daß wir vielmehr ohne Geld weniger sittlich und tugendhaft seyn würden,

Der Zweifler.

Dies erscheint sehr deutlich an den tausend Sätzen, welche durch den Gebrauch des Geldes erst in die Welt und unter Menschen gekommen sind?

I. b.

Du vergißtest die Unzulängl. welche dagegen gemacht werden; du vergißtest, daß ein Mittel vorhanden seyn muss, um die Welt im allgemeinen, Völker mit Völkern, Welttheile mit Welttheilen zu verbinden; um durch diese Verbindung die Bedürfnisse der Menschen, die Gegenstände ihrer Erkenntnis zu vermehren; um ihren Gesichtspunkt zu erweitern; um durch die Erweiterung des Gesichtspunktes späterhin

2. a

Witz

112

Mittel gegen die in der Mittelheit eingerissene Laster zu erfüllen. — Wenn das Geld, wie sich nicht läugnen lässt, eine Quelle sehr vieler Laster geworden ist, so sind von der andern Seite aus eben dieser Quelle, durch die Veranlassung dieser Laster, nicht minder großste, wo nicht größtere Tugenden entstanden.

Der Zweifler.

Schändliche Leidenschaften sind dadurch in Gehrung und Bewegung gelommen.

Ich.

Selbst das wir diese Leidenschaften fühlen, selbst das ist Vorschrift unsres Geistes, Vervollkommenung der menschlichen Natur. Der Wilde fühlt sie nicht. Dies macht, dass er wild ist.

Der Zweifler.

Aber er fühlt auch die üble Folgen dieser Leidenschaften nicht.

Ich.

Eben so wenig als die noch größere Güter, welche er eben darum entbehren muss.

Der

Der Zweifler.

Wir hätten also durch die Einführung des Geistes an unsrer höheren Vollkommenheit einen Zuwachs erlangt?

Ich.

Ganz gewiß. Ohne Geist wären wir kaum etwas mehr als Wilde.

Der Zweifler.

Und der Beweis?

Ich.

Du mußt doch eingestehen, daß unsre ganze gegenwärtige Cultur eine Wirkung des näheren Verbands unter Menschen sei?

Der Zweifler.

Und wenn ich daran zweifeln wollte?

Ich.

So würde ich die Frage an dich stellen, ob es ohne diesen näheren Verband möglich gewesen wäre, so viele Erfindungen zu machen, so viele Erfahrungen und Begriffe zu sammeln, sich einander mitzutheilen, und so zu sagen, die Kenntnisse und Erfahrungen aller Menschen zu vereinigen?

Der Zweifler.

Gott schwe.
Sein Leben kann keinem Gott schwe.

Unsre gegenwärtige Cultur ist also eine Wirkung des näheren Verkehrs unter Menschen? Nun must du ferner eingesehen, daß dieser nähere Verkehr durch die Erleichterung des Tausches entstanden sei? daß diese Erleichterung, die Begierde hervorzubringen die Industrie und folglich die Erfindsamkeit, und die Entwicklung unsrer Kräfte beförder habe? Nimm nun das Geld aus der Welt; wir verlieren in dem Moment ein allgemeines Tauschmittel, mit ihm die Leichtigkeit zu vertauschen, und mit dieser den Reiz zu aller Geselligkeit und Thätigkeit. Und so, wie wir diese verlieren, treten wir in unsre erste Wildheit zurück. Oder sage mir, wie wäre ohne Geld dieser nähere Verband der Menschen noch möglich?

Der Zweifler.

So weit sollst du Recht haben. Der Verstand und die Cultur hätten also gewonnen? aber haben wir wohl Ursache, den Verlust einer Cultur zu bedauern, welche mir auf Unkosten unsrer Sittlichkeit und Rübe erhalten haben? welche für den größten Theil der Menschen so quälend ist? welche alles Vertrauen, alle Liebe

Liebe aus unserer Gesellschaft verbreitet, den Schätzet, aber hält, das Herz der Falschheit und dem Weitens öffnet, den Hang zur Einlichkeit und Zuerst verbreitet, und allen Wert des Menschen in sein äußerliches setzt? Aber, fallen wir den Verlust einer Tugend bedauern, welche die Vorschriften aller Sittlichkeit erschwert, wo nicht ganz unmöglich macht?

Ich.

Ist's denn gar so begehrungswert, ein Wilder zu seyn, gar keine Begriffe von Sittlichkeit und Cultur zu haben?

Der Zweifler.

Schmerzensfreier ist dieser Zustand gewiss.

Ich.

Wer auch dünner an Vergnügen. Und dann, die denn Unthätigkeit warre höchste Bestimmung? Worauf haben wir diese mannigfaltige Kräfte, wenn sie sich nicht ausüben, oder entwickeln sollen? Und wie können sie das, wenn die Mittel und Triebfedern mangeln? so long doch keine unmögliche Dinge... keinen Zweck ohne Mittel. Du hast recht, wenn es dabei bleibt, wenn wir hier still stehen, wenn der Mensch nun schon alles ist, was er hier unten werden kann; dann mög-

22 es wahrlich besser seyn ; daß wir nie so weit gekommen wären, als wir wirklich sind. Aber, wenn es mehr ist, daß wir mit der Trägheit angefangen haben, daß diese die Grundursachen in dem menschlichen Charakter ist, daß diese bei jeder Gesellschaft erwacht, und die beste Anstalten zu ihrem Vortheil benutzt ; wenn alle unsre noch jährlige moralische Mängel, alle Fehler und Laster, welche durch den Gebrauch des Geldes unsrer Menschen eingeführt worden, um welcherwillen deßseine Sittenlehrer samt dir die Einführung des Geldes verwünschen und verdammen, wenn gerade diese Mängel, Fehler und Laster, Folgen und Neuerungen dieser zurückgebliebenen noch nicht ganz gebändigten Trägheit sind ; wenn es der Plan und Gang der Natur ist, so wie bis auf diesen Grad der Cultur geschehen ist, eben so auch fernerhin, durch neues größeres wachendes Interesse diese Trägheit zu vermindern ; wenn dies nicht auf einmal, sondern nur stufenweise geschehen kann ; wenn die dazu nöthige Situationen erst entstehen müssen ; um dieses stufenweise Interesse zu geben ; wenn nichts dazu fähiger ist, als eben diese durch den Gebrauch des Gelds rege gewordene Leidenschaften ; und wenn endlich hier selbst schon die Kriebsfeinde mehr veredelt, und der Geschöftskreis der Menschen

schen ungleich erweitert worden ist; — wenn dies alles ist, wie ich es bisher bewiesen habe: so ist nichts natürlicher, als daß diese Folgen erschienen sind, daß sich unsre Menschen so eigenartig, ungesellig, und unsittlich betragen; so war dies gerade der Weg, welche diese Sachen gehen mußten; so weiß ich nichts, was dem Grad unsrer gegenwärtigen Entwicklung angemessen wäre, um die Thätigkeit eines Geistes, der noch Kind ist, und Spielwerke nötig hat, der noch nicht alles vorher sieht, der erst einen weiten höheren Kreis und Augenstand seiner Begierden kennen leruen soll, dessen Vollkommenheit in der Erweiterung seines Gesichtspunktes, in der Veredlung seiner Trichtfedern besteht — Vorbereiten, zu üben, an größere Gesichtspunkte, an eine höhere Uebersicht, an ein immer wachsendes Interesse nach und nach zu gewöhnen. — Sehnsug! die Folgen, welche durch die Einführung des Gelds entstanden sind; sie mögen verhältnißmäßig, und so quälend sein, als sie wollen; — Wären sie nicht entstanden, nicht vorhergegangen: wir würden Memialen dahin gelangen können, wozu wir bestimmt sind. Aus dieser Grundlage sollen neuere höhere Bedürfnisse entstehen; die höhere Vollkommenheit unsres Geistes, unsre heutige Lügnd wäre eine ganz unmögl.

mögliche Sache. Der Mangel, das Quellende der Unmuth, hat den Armen gereicht, Erosgründe gegen diesen Mangel zu suchen. Sie hat ihn zur Entwicklung auf höhere, allgemeinere, dauerhaftere Güter aufmerksam gemacht; sie hat ihn gelehrt, diese zu begreifen, jene zu berachten, und in der Mitte des Mangels einen Ueberfluss, Ruhe, und Zufriedenheit zu finden, welche der größte Reichtum nicht giebt, und nicht geben kann. Der Mangel hat diese große und Geisterhebende Grundsätze erfunden, welche über alle Stürme des Lebens erheben, und den Geist, wenn er sinken wollte, aufrecht erhalten. Der Mangel, dieser Sohn des Gelbes, und folglich das Geld selbst ist also, statt die Sittlichkeit zu hindern, der Lehrer, die Quelle, der Erfinder der Sittlichkeit. Das Geld besitzt sogar seine Gegner; durch das Geld erhalten wir Muße, Zeit und Unterhalt, um gute Grundsätze zu erläutern, zu beweisen, zu lehren, in die Erziehung zu legen, und allgemeiner zu verbreiten. Wäre kein Geld, unsre Gittenlehrer, ich, und du, müßten plügeln, statt zu lehren, oder zu schreiben. Das Geld existiert also reichlich den Schaden, welchen es der Sittlichkeit verursacht; das Geld ist das größte Geförder-

rungss

zeugsmittel der Gütlichkeit und Ewigkeit. — Hab ich wohl meinen Satz bewiesen?

Der Zweifler.

Meinabe.

Ich.

Wir können diesen Gegenstand noch auf eine andere Art betrachten.

Wir haben mancherlei Kräfte; wir haben sie in der Absicht erhalten, um solche zu entwickeln, um durch diese Entwicklung vollkommen und glückseliger zu werden. Die Vollkommenheit unseres Geistes besteht in der lebhaftesten und goldglänzenden Erkenntnis solcher Gegenstände, wodurch die Triebe und Wünsche unserer Handlungen auf den möglichsten Grad geläutert, und veredelt werden; indirekt wir keine andere als die dauerhafteste Güte begehrten. Dies kann nicht geschehen, ohne daß wir eine höhere Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, in die Zukunft erhalten. Zu diesem Ende müssen wir mancherlei Erfahrungen machen, mit sehr verschiedenen Gütern bekannt werden; unser Verhörschungsvorwissen, unsre Vernunft müssen geweckt, und von Zeit zu Zeit erweitert werden. — Damit hilft die Erfindung des Gedächtnis, von daraus entstehende so sche

verschriene Gewinnsucht, und noch mehr als diese ver nicht minder verschriene Ehrgeiz, und Herrschaftsucht. Alle diese erweitern unsren Gesichtspunkt, und machen, daß wir entferntere Folgen begehrten. Wenn dies geschieht, wenn wir entferntere Güter begehrten, so sind die Triebsfedern veredelt, so hat folglich die Sittlichkeit gewonnen. Nun sind Herrsch- und Gewinnsucht ganz gewis edlere Triebsfedern, als Muhe, Bequemlich-keit, und unmittelbarer sinnlicher Genuss, weil ihr Gegenstand mehr entfernt ist, weil sie eine allgemeine re Uebersicht, und Entwicklung unserer Kräften vor-aussetzen. Es wird also begrifflich, daß unsre heutige Welt eben darum sittlicher und besser sei, weil in ihr diese beiden Triebsfedern die herrschende sind. Gewinns- und Herrschaftsucht geben ganz gewiß einen höheren Ge-sichtspunkt, aber nicht den höchsten: folglich ist die Vollkommenheit des Zustandes, welcher durch sie ent-sieht, zwar vollkommener als alle, die vorhergegangen sind, er ist aber auf keine Art der höchste und größte; und darin gründen sich die noch kürzige sichtbare Fol-ge von beiden. Über ob sie gleich dem höchsten Ge-sichtspunkt nicht geben, so bereitum sie doch dazu vor, indem wir dadurch bereit werden, mehrere Combi-nationen und Bewältnisse vorzunehmen, und zu über-schau-

schauen, größere Entwürfe und Unternehmungen zu machen. Ohne Geld würde uns nur ein sehr kleiner Theil dieser Erde bekannt seyn. Alle Reisen in entferntere Weltgegenden wären unmöglich, aller Reis würde dazu fehlen. Es wäre unmöglich aus diesen entfernten Weltgegenden in der Abwesenheit Nachricht zu erhalten. Und ohne Reisen oder Briefwechsel wie wäre es möglich, mit so verschiedenen und entfernten Gegenständen in Bekanntschaft zu kommen? und ohne diese Bekanntschaft wie beschränkt wäre unsre Erkenntnis, die Thätigkeit unsres Geists? wir würden glauben, der Fleiß, welchen wir bewohnen, sei das höchste, die Welt. Wäre kein Geld, wir hätten keinen Begriff von einem Weltall; wo dieser Begriff selbst, da mangelt auch der Begriff von einem einzigen Gott. Nicht, einmal den Welttheil, welchen wir bewohnen, würden wir kennen. So eng würde unser Gesichtspunkt seyn! und wenn dies wäre, welche höchste Gütlichkeit müßten wir erheben? wie beschränkt würde unsre Aussicht in die Zukunft seyn? wie schwach die Vorstellungen von unsrer Fortdauer nach dem Tod? — Welch eine große Lehrerin ist die Natur! Sie führt uns von dunkeln und undeutlichen zu deutlichen Begriffen, vom niedern zum höchsten, von der Kenutnis

nis der Theile zu dem Begriff eines Ganzen. Durch das kleine erhalten wir den Begriff des größeren, und durch das niedrigere jenen des höhern. Auf demselben Weg sollen wir durch die nähere und unmittelbare Güter zur Kenntnis der entfernten, durch die Einlichkeit zur Vernunft gelangen. Erst mein Zimmer, mein Haus, dann die Straße, wo ich wohne, die Stadt, die umliegende Gegend, ein ganzes Land, Provinz, Nation, ein ganzer Welttheil, die Erde, ein ganzes Sonnensystem, mehrere dieser Systeme — diese sind die Stufen und Mittelbegriffe, durch welche wir zu dem höchsten, zu dem Begriff des Universums gelangen. Diese müssen vorhergehen; durch sie allein indem wir zuerst die Theile denken, indem wir mit jeder Stufe gewahr werden, daß dieses Ganze selbst wieder Theil eines noch höheren Ganzen sey, erheben wir unsre Seele zu den Begriff eines Gegenstands, der nicht weiter theildbar ist, der als Theile begreift. Und die Reihe von Folgen ist nicht minder ein Ganzen. Die Kenntnis der unmittelbaren Folgen muss vorhergehen, um zu jener der entfernten und letzten zu gelangen. Diesen Dienst leisten der Sittlichkeit Geld und Macht, Herrsch- und Gewinnsucht. Wenn du daran zweifelst, so wende dich an die Wilde, amalle: Böller, welch

ob den Gebrauch des Geldes gar nicht kennen; schaue ferner, wie weit ihre Begriffe über diese Gegenstände reichen. Hier unter solchen Völkern muß dich die Vergleichung belehren, daß die Gewiinsucht, diese Tochter des Geldes, sonst der Herrschsucht unsren Gesichtspunkt vorzüglich erweitert habe. Beide sind dadurch Mittel einer höheren Vollkommenheit geworden. Durch die Erfindung des Geldes sind wir mit unendlich viel neuen Gegenständen, Taten, und Verhältnissen bekannt geworden. Lassend Dinge, die vordem gar keinen Werth hatten, haben für uns einen größern Werth erhalten, sind uns sehr begehrungswerte Güter geworden. Das System unsrer Begriffe, und mit ihm das System unsrer Begierden hat sich erweiteret und geldutert; der Zug des gesetzwährtigen hat sich bei uns gleich mehreren Menschen vermindert. Der Mensch hat gelernt, den Gewuß zu vergrößern; er ist dadurch genötigt worden, seine Aufmerksamkeit und seine Anstrengungen mehr auf die Zukunft zu richten. Von allem diesem war eine höhere Sittlichkeit die Folge. — Wer daran zweifelt, der bedenke doch, welch ein weit aussehendes, allgemeines, zusammenhängendes, überdachtes, und complicirtes Geschäft der Handel, und besonders das Wechselsgeschäft sei, wie der Courte des

Wechs-

Wechsel so zu sagen eine Uebersicht von den Verhältnissen aller Nationen, von der Stimmung der Welt giebt? Wie vorherrschend, wie umfassend der Glied des Kaufmanns sey; wie sich durch den Handel, folglich durch die Gewinnsucht, Thätigkeit, Ordnung, Punktualität, Mäßigkeit, und besonders Treue und Glauben erhalten und beforbert haben? wie sehr durch den ausblühenden Handel die öffentliche Sicherheit und die Versicherung des Privateigenthums aller Menschen empfohlen sey, und wie in den Zeiten der Feudalmonarchie eingetisste Eigenmächtigkeit der Gewaltigen durch eine strengere Rechtsbürgschaft beschränkt werden? welche erstaunliche Erfindungen, Künste, und allgemeine Zweige menschlicher Erkenntnisse durch eben diesen Handel nothwendig geworden? — Wenn nun ohne Geld kein Handel zu dieser Größe und Andachtung gelangen könnte, so ist alles, was Folge des Handels ist, Folge des Geldes; und wenn diese Folgen ein Gute sind, so ist auch dieses Gute eine Folge des Geldes. Verdammme nun den Gebrauch, und die Einführung des Geldes, wenn du kannst.

„Ich geh' noch weiter: wir zu beweisen, wie nothwendig die Einführung des Geldes war, und unsre Vorfahre giers-

gierden zu läutern, und unsre Triebeferien zu veredeln; wie sie immer geistiger werden, und als solche aus einander entstehen: so will ich dies in einem Beispiel an unsrem Bestreben nach Macht, nach einem grossen Einflus und Wirkungskreis nicht minder darthun. Diese Begierde ist eine noch höhere Verfeinerung unsres sich immer mehr entwickelnden Geistes.

Das Geld hat die Bedürfnisse des Menschen vermehrt, und mehrere ihrer Kräfte auf einen höheren Grad entwickelt und geführt. Der Hang zu einer grossen Thätig- und Wirksamkeit musste davon die Folge seyn. Wer mehrere und grössere Güter vorher sieht, bei diesem muss die Begehrde sehr lebhaft entstehen, diese Güter hervorzubringen. Fanden sich keine Hindernisse, so würde solches allzeit unfehlbar geschehen. Aber diese Hindernisse finden sich tausend und tausend in dem reggewordenen gleichartigen Trieb und Bestreben so vieler Mitwerber. Unter diesen müssen sich ihre Interessen sehr häufig durchkreuzen, es muss geschehen, daß jeder dem andern auf seinem Weg begegnet. Unsere Kraft findet sich dadurch gehindert, unsre Thätigkeit gesperrt. Es entsteht ein neues sehr qualendes Bedürfniss, dies erzeugt das Verlangen nach einem

Zustand, durch den es uns möglich wird, dieser Hindernisse und Mitwerber zu entfernen. Dieser Zustand ist kein' anderer als die Macht. Die Begierde nach Macht ist also die Begierde nach einer ungehinderten Thätigkeit unsres Geists; die Begierde, seine Wünsche und Entwürfe zur Wirklichkeit zu bringen; die Begierde stärker als alle Hindernisse zu sein. Sie ist also eine Läuterung des ursprünglichen Triebs nach Stärke. Der Wilde begehrst Stärke um zu geniessen; der mehr gesittete Mensch begehrst Stärke, um ungestört zu wirken, um Einfluss zu erhalten, um das, was er entworfen und gedacht hat, zur Wirklichkeit zu bringen. Dort entscheidet der Körper, hier die Überlegenheit des Geistes. Hier wird es möglich, daß oft der Schwächste an Körper Millionen von Menschen zu seinen Absichten bewegt. — Wer kann nun in diesem so mächtigen Trieb der heutigen Welt eine höhere Läuterkeit erkennen? Wer findet hier noch den Willen, der Stärke sucht, um zu geniessen? — So weit sind wir; so weit haben sich unsre Triebe veredelt. Ist es möglich, daß wir — deren Geschlecht sich seine ganze Dauer hindurch unaufhörlich und so anschaulich entwickelt hat, — nun auf einmal still stehen? Nun — da wir so weit sind, daß wir neue noch höhere erreichbare

bare Güter vorhersehen? soll die Analogie gar keine beweisende Kraft haben? soll es unmöglich seyn, daß sich diese Triebe nach Reichtum und Macht, nach weiteren vorhergesagten Erfahrungen, der einer ständig vermehrenden Menschenanzahl dergestalt noch mehr verfeinern, und in den Trieb nach innerer und geistiger Vollkommenheit auslösken? ist es möglich, daß die Natur ihre Werke nur halb vollende, daß alles, was geschehen kann, nur zur Hälften geschehe? daß wir die höchste Güter kennen, vorhersehen, ohne siejemals zu erreichen? soll das, was noch Misbrauch ist, nicht späterhin verschwinden, nachdem schon so viel verschwunden ist? aller Misbrauch hat bis diese Stunde noch allzeit zum wahren Gebrauch geführt; warum soll dieses nicht noch ferner geschehen?

Der Zweifler.

Wenn soll dies geschehen? so weit umreß Geschichte reicht, so waren allzeit die Begierde nach Reichtum und Macht die Triebfedern der Menschen. Seit Jahrtausenden üben sie ihres Gemalts aus. Ich sehe nicht, daß sich ihr Einfluss seit diesem langen Lauf der Zeit in etwas verändert hätte.

Gib

an. Ich sage Ihnen, daß Sie diesen Einfluß noch sehr lange behalten: weil die Situationen und Interessen zu menschhaftig sind, welche daraus entspringen; weil zu mancherlei neue Aussichten für die Befriedigung der ausprägnlichen Kräigkeit und Wildheit erscheinen, weil diese jede Gelegenheit benutzen, um Ihren Einfluß zu erhalten; weil das Bedürfnis noch nicht dringend genug ist, um allen nahen Vortheilen zu tragen, weil noch nicht einzelne Menschen genug vorhanden sind, um diesen Einfluß zu schwächen; weil die Intension der Cultur davon abhängt, daß immer mehrere Menschen und Generationen aus der Wildheit hervorgehen, und sich stufenweise lägtern; weil der ganze Plan der Natur dermalen erst dahin arbeiten kann, daß sich die Mitwerber um diese Güter, um Reichtum und Macht vermehren; weil die Natur des Kriegs nach Reichtum und Macht bestimmt ist, um andere Völker der Wildheit und Barbarei zu entreissen, und zu einer höheren Cultur zu erheben; andere Völker sollen ebenfalls ehe vorreich und mächtig werden, ehe sie noch weiter rücken; und damit sie dies werden können, so müssen Völker, die schon vorangerückt, die schon reich und mächtig

mächtig sind, verfallen, arm, und schwach werden. Beide, Reichthum und Macht, sind von der Art, daß sie nie sehr lang, noch weniger ewig auf einen einzigen, Erdstrich verweilen. Sie sind Wanderer und Pilgermeine auf Erden; sie selbst zerstreuen sich durch das Uebernas, und andere herabhängende ziehen, Vortheil davon, um gros zu werden, um sodann ebenfalls zu verfallen, um abermal andere zu übergehn.

Der Zweifler.

Und wo soll dies am Ende hinaus?

Ich.

Es soll die Stufen von Cultur, auf der wir dermaßen stehen, unter allen Nationen der ganzen Erde verspreisen. Dort wo nur Wilde waren, sollen Menschen leben, welche gleich uns Macht und Reichthum besitzen.

Der Zweifler.

Zu welchem Ende sollen sie dies begehrn?

Ich.

Um noch mehr zu werden, als sie sind. Um auch bei ihnen das Bedürfnis zu gründen, welches die Quelle einer intensiveren Cultur wird.

Der Zweifler.

Dies seit voraus, daß sich sodann die Neigung zu Reichthum und Macht unter den Menschen vermindern müste?

Ich.

Ganz gewiß, und dies wird und muß auch geschehen.

Der Zweifler.

Wie kann z. B. der Hang nach Reichtümer vermindert werden?

Ich.

Dadurch, daß sie ihr Anziehendes verlieren.

Der Zweifler.

Dieses Anziehende, worin soll es bestehen?

Ich.

Darinn, daß das Geld in großen Summen angehäuft werden kann; daß es durch dies Anhäufen den Menschen möglich wird, ohne Arbeit alle Güter der Erde zu genießen. Kurz, darin, daß es die menschliche Trägheit begünstigt.

Der Zweifler.

Das Geld mußte also aufhören, diese Eigenschaften zu haben?

Ich.

Ich.

Ohne Zweifel!

Der Zweifler.

Wie können diese von ihm getrennt werden? wie willst du das Anhäufen des Geldes vermindern?

Ich.

Durch eine gleichere Vertheilung der Güter.

Der Zweifler.

Wie oft ist dieser schon ohne Erfolg versucht worden? kaum zweimal eingeführt, so fand sich in der Folge, daß die Ungleichheit eben so groß war.

Ich.

Dies kann nicht fehlen, wo der Menschen zu wenige sind und der Güter zu viele sind; so lang nur wenig ge mit dem fehlten Bedürfnissen des Lebens bekannt sind. Aber altes Haß sich ändern, sobald sich die Händwerker so sehr verfechtern, daß viele derselben zu Gründen gehen würden, wenn sie nicht den ihnen entsprechenden Anteil der Güter aus dem großen und allgemeinen Vorrath der Natur erhalten. Die neuen Edommlinge werden auf die ältere größte Eigentumsherren mit Ernst vordringen, und mit Nachdruck fordern, daß nicht ein einziger den Anteil von tausenden

W 4

ver-

verzehre. Sie werden ihre gleichgegrundete Rechte geltend machen, und den Theil fordern, der ihnen zugedacht und bestimmt war. — Vielleicht das du mich hessen verfehlt, wenn ich durch ein einheimisches Beispiel anschaulich mache, welches sonderbaren und eingeschossen Wegs sich die Natur bedient, um die Cultur und Anzahl der Mitwerber nach Reichthum und Macht allgemeiner zu machen; um Macht und Reichthum unter mehrere Mitwerber zu verteilen, um die grössere Anheile von Zeit zu Zeit zu vermindern, und eben dadurch den Einfluss des Geldes unschädlicher und vornünftiger zu machen.

Es war eine Zeit, wo in unsern europäischen Reichen, in unserem deutschen Vaterland nicht minder, noch ungleich mehrere Menschen in einer noch fregeren Unterdrückung gelebt haben; wo ganz grosse Gedstriche ungebaut, Skämpe, Wälder und Wüstenreien waren; wo sehr wenig Handel und noch weniger Wissenschaften geblühet haben; wo Ackerbau, Handwerker und Künste nur von Sclaven und Leibeigenen getrieben wurden; wo außer dem Adel und dem Clerus keine anderen Menschen einen politischen Werth hatten; wo die einzige wenige wissenschaftliche Kenntnisse in den Hände

Schäumen der Freiheit waren. Diese sind die dunkelsten Seiten der Geschichte — die Seiten der Geus und Verleistung. Um diese Seiten war in Europa kein Geschichtswerk, als die Freiheit wider der Adel, ohne verschwiegen, diese Aktionen geschehen, in welchen zu leben. Was sehr haben sich jüdischen Zeit und Umstände geändert! Wie viele konsonante Menschen, wie viele ganz neue Gründe sind aus ihrer Freiheit hervorgegangen, undtheilweise nutzte das ehemalige Eigentum des Rechts, und Versöhnung ersten Vertrags unter ihnen und Mittelstand ist jüdischen verstanden. Die Erneuerung des römischen Rechts ist so zu sagen die Quelle seines Entstehens. Die vermehrte Geschäftswelt dieser Gesetze hat den Wert von den Richterstühlen verdrängt; hat dem Wissenschaften auch außer der Kirche ein Interesse gegeben; hat den Weg zu bürgerlichen Amtmännern und Ehrenstellen gehobt; hat nach und nach auf verschiedene Kenntnisse, Künste und Wissenschaften geführt; hat Untersuchungen aller Art veranlaßt; hat die Zahl der denkenden Köpfe ungeheuer vermehrt; von diesem Mittelstand haben es mehrere so weit gebracht, daß sie die Macht, und die Wahrheit mit dem Adel, den vorigen Besitzern, getheilt; daß sie sich wirklich in einander verlieren, daß sie die Erhabenheit dieser

fer durch die Menge der neuen Chalnheimer verhindern. Sie sind sogar die Ehre und Füheit aller sozialen geworben; sie haben sich zwischen die niedrige und höhere Stände gestellt; die Geschäftung geht durch ihre Hände; sie sind durch ihre Einsichten die Krieger der übrigen Welt geworden; sie erfinden und verbreiten bis Grundsäye, welche die Denkungsart eines vorausstigen Weltalters bestimmen. Dieser Stand hat die Anzahl der übrigen Verkehrer hat sich auf Unzufriedenheit und zum Nachtheit der hervorbringenden Classem so sehr vermehrt, daß kein Staatsaufwand zurreichen will, um solche zu ernähren; daß wir auf dem Punkte von einer großen Veränderung stehen; die, wenn wir nicht verfallen sollen, den Ackerbau beleben, und die Vertheilung großer Grundstücke in kleinere Antheile zuversichtlich befördern muß. Demn, wenn mehrere Menschen auf Unterhalt Anspruch stächen, so muß der Ackerbau Leisiger bestellt werden; und um dies zu bewirken, muß ein großes Landeigenthum an mehrere Besitzer in kleineren Antheilen verfallen. Unsre heutige Bedürfnisse führen uns schon wirklich darauf. Schon fangen wir an, über Oekonomie und Handel mehr als über andere Gegenstände zu denken und zu schreiben, sie nach vernünftigeren Grundsäzen zu treiben, ihren Werth

Werth zu schäzen, die Quelle ihres Verfalls zu erforschen, und dagegen Anstalten zu treffen. Was doch Noth und Bedürfnisse vermögen? wer ist mächtiger als sie? Schon vermuthen wir, daß nicht den best
en Weg mancheln; schon sehen wir ein, was wir nicht glauben wollten, daß die wahre Bestimmung des Geldes, Belebung der Industrie sey, und noch später werden wir einsehen, daß die Bestimmung des Geldes Entwicklung unsrer Geisteskräfte sey. Wir erfahren immer, quidemlicher, daß die Arbeitsamkeit der erste Reichtum der Nation sey; daß fleißige Hände die ergiebigsten Goldgruben sind; daß selbst der Zweck der ausländischen Handlung nicht Bereicherung an Geld, sondern Vermehrung der Nationalindustrie sey; daß alle Handlung schädlich sey, welche diese nicht belebt; daß ohne Arbeitsamkeit alles Geld der Welt zu nichts weiter diene, als unsre Kräfte zu lämmen, dieses Geld wider zu bedienen, und an andere fleißigere Nachbarn zu übergeben; daß so wie unser Körper durch den Uebersßus des Bluts, eben so selbst eine arbeitsame Nation durch den Uebersßus des Geldes ihrer Vernichtung und Zersetzung entgegen gehe, indem der Werth aller Produkte auf den Grad erhöhet wird, daß sie von andern wohlfeiler lauft, als hervorbringt; daß sie also ihren Markt, ihre

Jug

Industrie & ihren Glor und Cultur, so wie ihren Einfluss und Macht am Ende verlieren muß, um dies alles wieder zu erhalten. Und wie viele verfallen, ohne je wider ihren ersten blühenden Zustand zu erhalten?

Nun sage mir, glaubst du nicht, daß sich die schädlichen Folgen des Gelds in dem Maß vermindern werden, als diese oder ähnliche Grundsätze allgemeiner in Ausübung kommen? Glaubst du nicht, daß das Beispiel so vieler verunglückten Vorgänger, der Verschärfung vieler älter und neuern Nationen, der Welt und den Menschen endlich einmal die Augen öffnen, und sie von der wahren Bestimmung der Reichthümer besser unterrichten werde? Glaubst du nicht, daß solche Überzeugungen den Zug des Gelds verhindern, und unsre Begierden besser berichtigen werden? Glaubst du, daß es möglich war, diese und ähnliche Grundsätze zu ersfinden, sich von ihrer Wahrheit und Brauchbarkeit zu überzeugen, wenn nicht Beispiele und widrige Erfahrungen vorhergegangen wären, welche auf solche Entdeckungen führen? — Durch Schaden sollen wir klug werden, und von den Folgen unsrer ersten Wildheit zurückkommen. Auf diesen Weg sollen wir die Erfahrungen sammeln, um den Schein von der Sache zu untern.

terscheiden, gegen eingebildete Güter gleichgültiger zu werden; das Geld bloß als Mittel zu betrachten, und den ersten Reichthum in uns selbst, in unserer Arbeitssamkeit zu suchen. Diese Erfahrungen sollen in uns Bedürfnisse von einer höheren Art erwecken; bis wir endlich auf den Punkt kommen, wo wir beständig einsehen, und anschaulich gewahr werden, daß wir das Bedürfnis des Hungers fühlen, — um zu denken, und gemeinnütziger zu werden; daß die ganze materielle Natur, selbst die größte körperliche Bedürfnisse um des Geistes willen vorhanden sind, um diesen zu entwickeln. Sind wir erst so weit, dann ordnen sich auf einmal alle Triebe zur Vernunft: denn alle gegenwärtige Unordnung entsteht, weil wir glauben, daß wir leben um zu essen und zu geniessen; dies macht alle sinnliche Gegenstände begehrungswert, als sie sind. Dieser ihr Werth muß fallen, sobald wir einsehen, daß wir leben um zu denken. — Dies könnten wir nicht fühlen, ehe wir alle Stufen von Wildheit durchlaufen. Auf diese Art geht alles seinen Gang, und führt uns zum Ziel.

Der Zweifler.

Und wie weit soll dies gehen?

30-

Ich.

Bis wir hier unten sind, was wir seyn sollen, was unsre Natur seyn kann.

Der Zweifler.

Es steht also wohl den Menschen noch eine allgemeine Aufklärung bevor?

Ich.

Wenn du willst. Die Unmöglichkeit sehe ich nicht ein.

Der Zweifler.

O! den Traum von einer allgemeinen Aufklärung! lange schon habe ich vermutet, daß du ungefähr dahinaus wolltest. Läß doch diesen Einfall blos unter uns gesagt seyn, oder alle Menschen belustigen sich über dich. — O! die glückliche Zeiten! wo aus der Mitte der Trocken ein Leibniz oder Newton hervorgerufen wird! wo wir uns mit unsren Mägden oder Knechten über den leeren oder vollen Raum unterhalten werden; wo wir selbst unser Feld oder Küche bestellen müssen, weil alle Menschen ohne Ausnahme sich des Nachts mit dem Himmel beschäftigen, und bei Tag schlafen, oder den Lauf der Gestirne, und die Erörterung eines neuen Kometen berechnen?

Ich.

Ich.

Gerechter Himmel! Kann man sich den Gegenstand dieser Frage unrichtiger vorstellen? Ich will nichts weiter, als daß die Handthüsse einer wahren Stofftheit hinwegfallen; daß jeder, der dazu Lust, Kräfte und Zeit hat, diese Kräfte ungehindert so weit entwickeln kann, als sie reichen, als er nöthig hat, um ehriger, zufriedener, und glücklicher zu leben. Ich verlange nicht, daß dieses möglichst herallen Menschen ohne Ausnahme geschehe. Was ist es genug, daß, dieser so gewaltige widerrechtliche Druck, welcher den freien Gebrauch und Entwicklung unsrer in gewisse Formen gesuchten Vernunft hindert, sich erst vermindere? Dann gänzlich hinwegfalle. Ich rüttre gegen die Barbarei, welche verlangt, daß wir bei den Kindesbegriffen unsrer Vorfahren stille stehn, und über ihre Vernunft hinaus nichts bessers vermuthen sollen. Ich verlange, daß jeder, mit Fähigkeit dazu hat, er sei aus welcher Menschenklasse er wolle, auf jedes Ame, auf jede Siebte, mit jedem andern gleichgegrundete Ansprüche habe; daß außer der Unfähigkeit, außer dem Mangel der dazu nöthigen Kenntnisse und TALENTEN nichts davon ausschließe; daß die bloße Geburt, die Erbsfolge, oder

der lange Besitz von Jahrhunderten niemonden ein ausschliessendes Vorrecht ertheile; das jeder seinen Stand freit; und ohne Zwang erwählen, und sich nach den Vortheilen, welche er vernünftigerweise erwartet, und vorher sieht, unbehindert dazu bestimmen könne. Ich spreche nicht von allgemeiner Weisheit; ich spreche von minder beschrankter Überzeugung unsrer Pflichten, von wahren Einsicht in unsre Vortheile, Verhältnisse und Umstände.

Der Zweifler.

Auch daran zweifle ich, ob es jemalen so weit kommen werde:

Job.

Wozu dies ewige zweifeln? — Wozu dieser Nebel auch einer sächlichen irreführenden Meinung, die ungemeinig ist, um alles zu erschüttern, um alles zu zerstören, was Frost bringt, was unsre Würde erhebt? Wozu diese trockene Vermahnungsgründe, die nur Zweifelsucht erwecken, die nur eindringen, ohne aufzuhauen, wovon das Herz leer, und der Verstand ausgeblasen und voll ist? — Wenn's auch jemalen dazu käme, das alle Menschen vereinst besser und vollkommen werden, als sie gegenwärtig sind; was kann es schaden, an diese Möglichkeit zuglauben? wer wird schlechter

ter dadurch, wenn er dies glaubt? — Eh! Wenn es auch nie zu diesem hohen Grad kommt, wenn es durchaus unmöglich seyn sollte: — so lasst uns diese traurige Wahrheit nicht wissen! so lasst uns wenigstens handeln, als ob es gewiß dazu käme! Wenn die Wirkung, welche wir erwarten, auch zur Stunde noch nicht erfolgt ist: so lasst uns den Fehler in uns selbst suchen; lasst uns glauben, was ewige Wahrheit ist, daß wir die Ursache noch nicht herbeigesühret haben, oder ihre Wirkung müßte unausbleiblich vorhanden seyn; lasst uns also noch mehr thun; lasst uns forschen, wo es noch fehlen möchte; lasst uns das Fehlende ersägen! — Ihr, die ihr so gern, so viel und so leicht glaubt, warum glaubt ihr hier nicht, wo glauben so wohlthätig ist? warum zweifelt ihr hier, wo zweifeln so schädlich ist? Warum strengt ihr euren Witz an, um euch selbst herabzusezen, um das so nöthige Vertrauen auf eure Kräfte zu schwächen? Es muß euch mit unheilbarem Verderben gedient seyn — darum predigt ihr unheilsbares Verderben. . . . Gewiß! ich kenne wenige Gedanken, welche unsrer Würde, Ruhe, Vervollkommenung und Glückseligkeit nachtheiliger wären, als dieser so erniedrigenden Unglauben an die wachsende Verdülung unsers Geschlechts, als die Vorstellung, daß so

viele tausende meinesgleichen nicht viel besser als das
Dich sind. Ich kenne wenige Vorstellungen, welche
unsre sittliche Mängel und Gebrechen so sehr verewi-
gen, die größte und lachendste Gegenstände in einem
so kleinen verächtlichen, und gehässigen Licht darstellen,
allen Muth ersticken, alle gute Anstalten lächerlich und
entbehrlich machen, die mit wahrer Frömmigkeit und
Gottesfurcht so wenig bestehen können: als — diesen
rohen Einfall, dieses Kind unsrer Karschfichtigkeit, un-
sers Stolzes, unsrer Eitelkeit, Trägheit und Gewohn-
heit zu denken, als diese unselige Erfindung aller, wel-
che bei dem Gegenthil interessirt sind, welche bei der
höheren Cultur ihrer Mitmenschen so viel an ihren
ehörlichen Forderungen zu verlieren glauben, als dies-
se an ihren bestgegründeten, widerrechtlich entzogenen
Rechten und Ansprüchen gewinnen würden. — Schau-
de für uns alle! wenn wir nicht einschauen wollen, oder
können, daß es eben darum nie besser wird, weil
wir an diesem Besserseyn verzweifeln; weil wir
eben dadurch allen Muth und anhaltenden Eifer ver-
lieren, vor den ersten Hindernissen und unmittelbaren
Folgen zurückzuhauen, und alle ernsthafte näher-
führende Anstalten versäumen. Dies wäre also die
hohe Denkungsart und Weisheit unsrer heutigen Welt?

Bei

Bei den nächsten Folgen, bei dem ersten Ansehen, bei einzelnen Thatsachen verweilen, alle entferntere Folgen vorbeigehen, sich alles ohne Zweck, ohne Grund, ohne Bestimmung, ohne Zusammenhang denken, keine Schlüsse ziehen, nichts, keine Begegnheit mit einem andern vergleichen — dies wäre, worauf wir stolz sind, was wir als Weisheit lehren und verkaufen? — Wenn es doch ein hoher großer Gedanke wäre, zu denken, daß wir bleiben, wie wir sind, daß die Vernunft ein Vorsrecht sey, das nur einigen Lieblingen der Vorsicht gesühnet; wenn es nur ein Gedanke wäre, welcher Ausstrengung, Geisteskraft, Einsicht in das Ganze, in die Zukunft verräth, ein Gedanke, welcher die Entwicklung unsrer Kräfte befördert, uns mutiger in Gefahren, geduldiger im Leiden, und zufriedner in jeden Umständen macht; wenn es nur dies wäre! aber so, wie dieser Gedanke gewöhnlich gedacht und gesagt wird, ist es der platteste alltäglichste Einfall des ungebildetsten Denkers, des sinnlichsten Menschen — ein Einfall, den nur Geifall verdienent Faust, weil er unsre Trägheit begünstigt, weil er das übelgegrundete Interesse so vieler tausend Menschen und Stände befördert. Was soll aus uns werden, wenn wir durchaus so denken? Wir würden aufhören, uns von der Stelle zu bewegen;

wenn wir eben so fest glauben wollten, daß diese Bewegung unmöglich wäre.

Menschen! glaubt doch um eurer Ehre und Ruhe willen, daß ihr besser seyn könnt, und — ihr werdet besser seyn. Seit mehr Vertrauen auf euch selbst; das Vertrauen gibt Stärke und Kraft. Sagt vielmehr; wir und die Welt sind zur Stunde noch verderbt, weil wir uns von andern behören lassen, und sodann glauben, daß unser Verderben unheilbar sei; weil wir zu niedrig von der Würde und Bestimmung unsres Geschlechts denken; weil wir aus diesem Grund alle zu unsrer Veredlung nöthige Anstalten versäumen; weil wir unsre ganze Sorge auf unsren gegenwärtigen Zustand richten; weil es noch immer sehr viele Menschen gibt, deren Interesse erfordert, uns in diesem schädlichen und quälenden Irrthum zu erhalten. Untersucht sodann zur Probe, welche die Menschen sind, welche auf diese Art von euch denken. Es kann nicht fehlen, eure Augen müssen sich öffnen. Ihr müßt finden, daß es Menschen sind, welche entweder zu schwach sind, als daß sie die dazu nöthige Reihe von Folgen samt den mannichfältigen Combinations mit einem geläufigen Blick übersehen könnten; oder es sind solche,

des

deren Größe und Vortheile sich auf der Blindheit und Unwissenheit des grösseren Hauses gründen, welche für diese ihre Vortheile zittern und fürchten, welche sich zum Zweck der Welt, und die Schranken ihrer Erkenntnis zu den Schranken der Welt machen. Es sind Menschen, deren Seele ganz allein von dem gegenwärtigen voll ist; welche sich durch die Geschichte noch sehr wenig belehret haben, wie sehr mit jedem Zeitalter immer mehr und mehrere Menschen zur Eulstur gelangen; welche die Wirkung vor ihrer Ursache verlangen; welche die Vernunft als ein ihnen ausschliessender Weise gebührendes Vorrecht betrachten; welche, um sich in diesen Alleinhbesitz zu erhalten, den übrigen grössern Theil zu einer Folgen ihres Grunde durch sie selbst verursachten Blindheit verdammen; welche sich vorstellen, daß alles so wie es dormalen ist, ewig gewesen sey, und in alle Ewigkeit seyn werbes. Diese sind die Menschen, welche über eurem unheilbarren Verderben schreien, und die gegenthelige trostreichere Lehre verlachen! — Dass Leute dieser Art die Lehre von einer künftigen Vervollkommenung des Menschen Geschlechts missfällt, dass sie solche verschreien oder verlachen, beweist wahrlich sehr wenig gegen die Wahrschheit dieser Lehre. Es beweist vielmehr, dass diese Ideen nicht

nicht die thürige sind; daß ihnen die Vorberäthe wangen, deren abgeleitete Folgen sie sind; daß jeder Mensch sehr gern wahr oder falsch findet, was sich mit seinen noch vorhandenen ältern Begriffen, mit seinen Leidenschaften, Wünschen und Interessen mehr oder weniger verträgt.

Der Zweifler.

Gut! Lassen wir dies das criterium der Wahrheit seyn. Wenn ich nun solches auf dich selbst, oder auf den Grundsatz anwenden wollte, über welchen wir hier streiten?

Ich.

Dann würdest du finden, daß ein Satz ein, um so größeres Gepräg von Wahrheit habe, je reiner, allgemeiner, und entfernter der Vortheil ist, welchen seine praktische Anwendung verspricht. Der Satz von einer endlichen intensiven und extensiven Aufklärung und Vervolkommunung der Menschen verspricht sehr wenig für die Befriedigung engerer Zwecke und Leidenschaften; er bekämpft solche vielmehr; der Stolz und der Eigennutz leiden dabei; die Folgen sind nicht nahe, sondern entfernt; der Geist, welcher sie vorbersehen kann, hängt weniger von dem gegenwärtigen ab; seine Einsicht

sicht in den Weltlagen ist größer; seine Begierden werden dadurch mehr herabgesetzt; sein Vertragen gegen alle, so um ihn sind, wird gemeinnütziger, vernünftiger und gerechter. Warum soll nun ein so großer wohlthätiger Gedanke falsch seyn? Was kannst du ihm entgegen stellen, als deine ältere Begriffe, deine Leidenschaften und Wünsche? Und kannst du sagen, daß sie von der Art sind, wie ich sie von der Seite deiner Gegner geschildert habe? — Läßt uns aber nun auf näher untersuchen, ob denn eine allgemeine Rüstung wirklich so unmöglich sey, als du glaubst? Warum soll sie unmöglich seyn?

S. 1. 1.

Der Zweifler.

Weil die meisten Begriffe über den Verstand, und das Fassungsvermögen des gemeinen Mannes sind.

Ich.

Nach der gegenwärtigen Behandlungskunst, nach den schwachen Bedürfnissen des gemeinen Mannes, welche er nach einem solchen Unterricht fühlt, nach der Unfähigkeit unserer Lehrer, sich zu seinen Kindesbegriffen herabzulassen, sie ihm gleich zu stellen, nach diesen und andern Hindernissen zu urtheilen, mag es seyn, daß

N. 4

du

du für diese Zeiten, aber auch nur für diese Zeiten Recht habest. — Alle Menschen sollen aber auch nicht alle möglichen Begriffe erhalten. Wenn wir unter dem Namen einer wahren Aufklärung keine wissenschaftliche, sondern nichts weiter als gesunden praktischen Verstand, als die Veredlung unsrer Kriebfedern, die Überzeugung und genauere Kenntnis unsrer Pflichten verstehen: so muß der gemeine Mann dieser Art von Aufklärung eben so gut fähig seyn; oder Gott hat ihm Unmöglichkeiten zur Pflicht gemacht.

Der Zweifler.

Wie so?

Ich.

Nun sollst du erfahren, in welchem Widerspruch deine Begriffe stehen, wie du von der einen Seite bestehst, was du von einer andern verneinst. Du glaubst doch, daß die christliche Religion der Natur des Menschen durchaus angemessen sei? du glaubst, daß sie die zuverlässigste Mittel zur wahren Glückseligkeit enthalte? du glaubst, daß sie allen Menschen ohne Unterschied, ja selbst in der Absicht gegeben sei, damit sie vereinst allgemein werde?

Der

Der Zweifler.

Gedter eisriger Christ räumt dies sehr gern ein.

Ich.

Nun lies aber auch die hier einschlagenden Christstellen, unter diesen besonders die wegen ihren Seelen erhebenden Innhalts mit Recht so berußene Bergpredigt, aus welcher der wahre Geist des Christenthums vorzüglich erscheint. — Was kann die höchste Vernunft reineres und besseres lehren? sind diese nicht dieselbe Grundsätze, welche wir in unsren zeitlichen Unterredungen aufgestellt haben? führen diese nicht alle auf die Vollkommenheit des Geistes, auf die Veredlung der Triebsfedern, als die höchste Quelle aller Glückseligkeit hinaus? — Wenn nun der Geist des wahren Christenthums in der Überzeugung und Befolgung dieser Grundsätze besteht, und wenn es unmöglich seyn soll, daß sich der größere Theil der Menschen von der Wahrheit dieser oder ähnlicher Grundsätze überzeugt, wie ist es möglich, daß dieses Christenthum vereinst allgemein werde? Womit werden uns durch solches Pflichten aufgelegt, welche der wichtigste Theil der Menschen jemalen erkennen und erfüllen kann?

N 5

Wenn

Wenn diese Lehren über den Fassungskreis des gemeinen Mannes sind, so ist das Christenthum nichts weniger als eine allgemeine Religion. Oder soll vielleicht dieser Mangel durch den blüden Edhlerglauben, und den groben Mönchs betrug erseget werden, in welchem die gemeine Menschenclasse so gewöhnlich unterhalten wird?

Gewiß! wir sind noch sehr gefällig, daß wir die Land-Leute noch als Menschen anerkennen. Vom vorgeblischen Mangel der Vernunft bis zum Vieh ist der Übergang und Schluss sehr natürlich und leicht: können wir dies ernsthaft denken, können wir geringere und schwächeren so sehr herabsetzen: so sind wir wahrlich so aufgeklärt nicht, so geben wir sehr schwache Beweise von unsrer höhern und ausschließenden Cultur. Wir beweisen sehr einleuchtend, daß wir eben so wenig am Ziel stehen. Und wahrlich, wenn ich die ungeheure Anzahl schwächer, blödsinniger und kurzsichtiger Menschen selbst unter den höhern Ständen betrachte, so kann ich auf keine Art einsehen, warum ein gemeiner Mann, eben darum, weil es ein gemeiner Mann ist, unschätzbar sein soll, gewisse Wahrheiten zu begreifen.

Der

Der Zweifler.

Darquid wollte ich vielmehr auf das Gegentheil deiner Behauptung schliessen. Wenn selbst höhere Stände bei allen Mitteln der Cultur noch nicht sind, was sie seyn könnten, oder seyn sollten: wie können wir erwarten, daß die unterste Menschenklasse bei allem Mangel von Hilfsmitteln, es diesen gleich thun werde? Eine Aufklärung von der Art, wie du solche verlangst, muß also wohl eine unpraktische Sache seyn?

Ich.

Ganz gewiß, wenn die Sachen in dem Stande bleibten, wie sie dermalen sind. Aber unpartheisch zu ursäkten, was haben wir denn, wenn wir die Sache genau präfen und untersuchen wollten, noch zur Stunde für die Aufklärung des einen sowohl, als des andern Standes aus vollem Ernst, und mit anhaltendem Eifer gehabt? und, um dies gehörig zu thun, sind wir selbst schon, was wir seyn sollten? sind wir so weit, daß wir allen Reid, Eigennutz und Gewohnheit gänzlich bestiegt haben, daß es uns von ganzer Seele, Leib und erschöpfte wäre, wenn auch andere würden, daß wir sind? glauben wir nicht noch immer durch eine höhere Aufklärung unsre Untergangswelt zu verlieren? und, wenn wir dies nicht sind, wagen wir für unsre Vortheile fürchten,

ten und zittern, wenn wir selbst noch Schüler, oder beim Gegenteil zu sehr interessirte Lehrer sind; wie wollen wir uns wundern, daß andere nicht werden, was wir selbst nicht sind, was wir im Grunde nicht wünschten, daß sie würden? Läßt uns, die wir uns besser dünken, zuerst auf den Grad aufgeklärt seyn, daß wir weniger begehrten, unter den übrigen Blinden die allein hell sehende zu seyn, um den größtern Haufe als Knechte, als Werkzeuge unsrer Gelüste vor uns her treiben zu können. — Andere werden es auch seyn. Das Interesse und die Leidenschaften der Vornehmern halten den Verstand der niedrigern in Fesseln. Dafür so viel folken sie wissen, nicht weniger und nicht mehr als sich mit diesen vertragen; oder noch besser, was diese befürwortet. Dazu kommt, daß bei niedern der Umgang mit der Welt mit einemmal wieder einsetzt, was die beste Erziehung gebaut hat. Dort ist es, wo wir alles im Gegensatz erfahren mit dem, was wir gelernt haben. Unsre Leidenschaften gerathen in Bewegung! Diese werfen ein ganz verschiedenes Licht auf die Sache; wir werden gewahr, wie wenig solche Lehren in der Anwendung den gehörfesten Vortheil bringen; wie schwer ein; oder glauben einschöpfen, daß der Schein mehr als die Sache gewahrt; wird werden gleichgültiger.

ger gegen die Vorteile des Geistes, die uns nur werth sind, in sofern sie Geld, Unterhalt, oder Ehre verschaffen, in sofern sie Mittel sind, um die Achtung oder den Beifall derer zu bewirken, von welchen wir hoffen oder fürchten. Diese sind sodann inkompetente, und sehr partheiische Richter. Ihre Beispiele, und noch mehr ihr so verführerischer Beifall und Ladel reizen uns dahin, und wir zweifeln, und handeln sodann, wie wir nicht sollten. Ein Stand bietet so zu sagen dem andern die Hand, um auf dieser Stufe der Unsitlichkeit zu verweilen. Der Vortheil und die Leidenschaften der Großen, erhalten eine verhältnismässige Blindheit der untersten Classen; und die Blindheit der untern unterhält die Leidenschaften der höhern. Die vorgebliche Einfalt und Dummmheit des gemeinen Mannes ist also solchem auf keine Art angebohren, sie ist gemacht und erworben. Sie ist eine Folge seiner Lage und Umstände, seines schwachen Interesse.

Der Zweifler.

Alle Versuche, den Landmann aufzuklären, waren zur Zeit noch fruchtlos. Der Grund muss also wohl in seiner natürlichen Unvermögenheit liegen? Es scheint also, daß aus den Menschen, und besondrs aus dem gemeinen Manne nichts zu machen sey.

Joh.

Ich.

"Dies ist, solang die Welt steht," sagt der Verfasser eines Buchs (Lienhard und Gertrud) das in seiner Art das einzige ist, und einen Schatz von Weisheit und Menschenkenntnis enthält: "dies ist, so lang die Welt steht, das Wort gewesen, womit dumimis und schlaue Leute Hand in Hand einander geholfen, den Bogen abzuspannen, wenn etwas gutes, das man mit den Menschen machen wollte, nicht in ihren Kram diente. — Und es ist kein Wort in der Welt, womit man sicherer unter der Decke alles hindern, und dem Menschen in allem, was er gutes thun sollte, die Augen ausbohren kann, als dieses" — Von welcher Art waren denn diese Versuche? wie anhaltend, oder vorübergehend? was kann dies helfen, wenn der Versuch und die Anstalten nur einsichtig sind? wenn von der andern Seite die Hindernisse fortdauern, und aller Fortgang unendlich erschwert wird? Mit bloßen Schulen und Unterricht ist noch sehr wenig gethan. Der Landmann muß den nemlichen Weg zur Cultur gehen, wodurch andere dazu gelangen. Bedürfnisse, und grösserer Verkehr mit andern, diese wirken ungleich mehr. Diese sind die Quelle aller Cultur. Der Schul-

unterricht selbst ist die Folge einer schon vorhandenen Cultur. Die Cultur war eher, als die Schulen, diese können nur mitwirken und befördern. Wir haben sogar Beispiele, daß sie den Vorschritt des menschlichen Geistes mehr gehindert, als befördert haben. Die Erfahrung, diese gibt die Regeln; aber wo die Regeln vor der Erfahrung gehen, da werden sie nicht verstanden. Da ist alles blosses Wort- und Gedächtniswerk. Nichts gedacht, und noch weniger empfunden. Alle Begriffe sind erborgt, auf einen fremden Boden verpflanzt, wo sie nicht gedeihen können. Erst das Interesse, und dann erst kann der Unterricht gedeihen. Erst die Erfahrungen von Vortheil und Schaden, dann sondert jeder sich so viel zur Regel ab, als ihm für die Zukunft nothig ist, um einen ähnlichen Vortheil zu geniessen, um einen ähnlichen Schaden zu vermeiden. Interesse klärt auf, und Mangel von Interesse macht dummi. Darin gründet sich die Dummheit des Landvolks, sie ist also nichts weniger als angebohren.

Es war eine Zeit, und diese Zeit waren die ersten Tage der Welt. Da waren noch keine Lehrer, keine Großen und Mächtige der Erde; alle Menschen ohne Ausnahme waren in dieser Zeit nicht die Helfste von dem,

dem, was dermalen unsre Landleute sind — alle waren wild, unwissend und dummi. Und was sind sie nun? Nenne mir einen Gelehrten und Großen dieser Welt, der nicht ein entfernter Abkömmling dieser Wilden wäre? es muß also möglich seyn, daß sich diese Wildheit verliert? Nicht dies allein, — unser ganzer Mittelstand, was war er? Er hat sich aus eben dieser Classe, welcher wir den Gebrauch der Vernunft absprechen wollen, zu der gegenwärtigen Stufe von Aufklärung erhoben: Wie viele große und fähige Köpfe, wie viele Erfinder sind selbst in unsern Tagen als Landleute geböhren worden? ich möchte sagen, beinahe alle Erfinder sind aus den niedern so verachteten Classen hervorgegangen. Es ist sehr wenig, was der Reiche oder der Edelmann entdeckt hat. Wer bevölkert und ergänzt den Abgang der Städte, als der Landmann? Wie bald entwickelt sich sodann sein Geist, sobald er mit den städtischen Bedürfnissen bekannt wird? wodurch entwickelt sich der Geist des Städters, des Handwerkers, des Kaufmanns, als durch häufigern Umgang und Gesellschaft, durch häufigere Bedürfnisse und Erfahrungen, durch Gelegenheit und Interesse? Warum erstreckt sich die Cultur der Hauptstadt auf die ihr nächst gelegene Dörfer? und warum vermindert sie sich in sol-

solchen im Gehöft ihrer Erziehung bis zur viehischen Weisheit gewohnt und sehr verändert einige Jahre des Galanteriedens der rehesten Bogling des Landes? Diese Unwissenheit kann also unmöglich ein un trennbares Guttheit des Landmannes seyn. Nur Gelegenheit, nur Bedürfnisse und Interesse verhei, nur den Druck, und die Hindernisse vermindert, und gesetzt — man soll in kurzem über die Vorschritte des Landmannes erstaunen. Man verplante doch zur Probe das nächste beste Kind eines Vornehmen, den Sohn eines Königs, wenn man will, unter ganz gleiche Umstände mit von Hause auf das Land, fern von allen Einfluss der Stadt und des Hofe. Lucht aus, sodann sehen, ob das edles Blut diese Hindernisse besser und glücklicher entfernt.

Man verlässt sich seine unmöglichen Dinge, keine Wirkung ohne Ursache: Was um aller Welt will er kann und soll aus dem Mann werden, von dem man glaubt, und behauptet, daß es weder Anlage noch Ansprüche auf Verdienst habe? Welche wirksame Anstrengungen könnten da getroffen werden, so bald es nicht von einem so schönen Verdacht ausgeht? Was kann und soll aus dem Mann werden, um keinen Erfolg zu haben?

nung uns alle Gnade verloren scheint ? — vergessent sich in dem größten Abglauben und Dummbheit aufzuerhalten wird, weil sich mit dieser Blindheit so manche unsrer Vortheile verbinden ? — dem jetzt, der es mit ihm aufrichtig und gut meint, unanhörlich verdächtig gemacht wird ? — Der Mann, der in den meisten Ländern von Europa noch zur Stunde weder lesen noch schreiben kann, der von allem bessern belehrenden Umgang ausgeschlossen und entfernt ist, nicht mehr Bedürfnisse fühlt, als ein Wilder, oder sein Vieh, im Druck und Vergeßtung lebt, und den Unterricht nur so weit erhält, als er dient, seine Abhängigkeit und Schnechtschaft zu vermehren, der noch in vielen Ländern ohne Eigenthum, ohne allen freien Gebrauch seines Kräfte, nur für andere, nicht für sich lebt, bei welchen aller Trieb zur Arbeitsamkeit und Verfeinerung erkiest wird, will er nie für sich, und zur allzeit für andere Hervorbringen kann ? — wie kann ein solcher Mann, bei solchen Hindernissen seiner Cultur zu bessern und mehr geläuterten Begriffen gelangen ? — Und doch können wir glauben, daß ihn die Borschung in einer ehrigen Blindheit verdammt habe ? Wir zweifeln sogar an der Möglichkeit seiner Aufklärung, ehe wir dazu kräftige und zweckmäßige Maßnahmen getroffen haben ? — Wic

— Wie, denen es Leid thun würde, wenn diese Maßnahmen zu Stände kämen, wenn sie fühlbare Folgen hervorbeckten?

Der Zweifler.

Hindernisse genug, welche eine vollständige Auflösung des gemeinen Manns unmöglich machen! oder sag, wie willst du solche entfernen?

Ich.

Dafür sorge dich nicht. Erinnere dich an die Zeiten der Feudalverfassung, von welcher ich oben sprach. Dort waren die Hindernisse noch allgemeiner, und doch hat sich unser Mittelstand zu dieser Größe und diesem Ansehen emporgearbeitet. Nicht diese allein, auch die Städte sind aus ihrem Reichtum hervorgegangen; die Eifersucht der Hörne hat ihre Fesseln abgenommen, um durch ihre Mitwirkung den Stolz ihrer Vasallen zu unterdrücken. In einem Land, wo vordem so wenig Handel war, scheint nun die Kaufmannschaft alle übrige Stände an Reichtum, Macht und Cultur, zu übertreffen. — Alle diese Stände waren noch vor einigen Jahrhunderten nichts weiter, als Knechte und Leibeigene, welche nur für den Dienst ihrer Herren und

Eigenthümer gelebt haben. ... Nun sind sie sehr viel. Wie schwach und unabwendend waren die Verantastungen zu ihrer Freiheit und Größe? Es kann deren noch mehr geben, durch welche noch mehrere Menschen aus ihrer Nichtigkeit hervorgehen. Selbst der Soldatenstand kann dazu Mittel werden. Er verpflanzt nach Verlauf der Dienstzeit die städtische Bedürfnisse, zu deren Kenntniß er die Gelegenheit gab, die Erfahrungen und Kenntnisse von Menschen, welche der Soldat auf seinen Feldzügen gesammelt, in seine Heimat auf das Land. Man glaube also ja nicht, daß es möglich sei, Menschen in einer ewigen Blindheit zu erhalten. Kausenden hat ihre Stunde noch nicht geschlagen, wo ihre Sonne aufgehen soll. Aber schneinen wird, und aus sie ihnen noch, so gewiß, als sie unsere Voreltern erleuchtet hat. Der Drut selbst bietet die Hände zu ihrer Aufklärung und Freiheit. Geht oft freiten sich zwei Gegner, und ein dritter zieht den Vortheil davon. Wenn alles übrige fehlt, so vertrethen sich doch die Menschen; je näher sie einander rücken, um so mehr muß sich die Industrie und das Interesse vermehren, um so mehr muß dadurch die Aufklärung gescheitern. Es kann noch die Zeit kommen, wo die niedrigere Volksclasse die höheren verbessern. Schon ha-

ben

hen wir die Beweise; das Aufblühen und Heranwachsen des Mittelstandes, und der Städte hat die Eigenmächtigkeit der adelichen Massalen um ein nahmhaftes vermindert. Es muss noch mehr geschehen. Die in der Zwischenzeit aus ihrem Nichts hervorgegangene Stände werden durch andere nachkommende selbst weiter gedrängt werden; ein Stand wird wie eine Welle auf die andere drücken, und sie vorwärts treiben; einer wird den andern nöthigen, weiter zu rücken, und nach mehr geläuterten Grundsätzen zu handeln, so bald sie gewahr werden, daß ihre vormalige Behandlungsart nicht mehr reichen will, die Folksamkeit ihrer Untergebenen zu erhalten. Dies muss sobann die Willführ vermindern, und die Maximen der Staatskünste so wie die Triebfedern der Regierung unendlich verschärfen. Dann wird die Gewalt immer weniger vermögen. Man wird einsehen, daß die Liebe ungleich mehr vermag, als die Furcht; daß alles Band der Regierung schwach sey, wo nicht wechselseitige Vortheile den niedern und den höhern verbinden. Dann hat die Läuterung der Absichten heinahc ihre größte Lauerkeit erreicht.

Solche sonderbare und höchst einfache Wege schlägt die Natur ein, um zu ihren Zweck zu gelangen! Die Noth und das Bedürfnis sind sehr kräftige, jedem Menschen verständliche Lehrer. Wo ist die Macht, welche diesen widerstehen kann? wo ist der Unglaube, den die That selbst nicht besiegt? Wer vermal den Beweisgründen und Ausprüchen der Vernunft noch nicht Beifall geben, und darnach sein Betragen bestimmen will, der thue es immerhin. Manche noch fortwährende Blindheit und Widerseitlichkeit gegen die beste Gründe ist sogar nothwendig, um der Grund und die Vorbereitung zu dem nöthigen Mittelauftritten zu werden. Aber ewig kann dies nicht dauern. Unsre Nachkommen werden die Folgen unsers und ihres Unglaubens anschaulich fühlen; sie werden durch die That selbst überführt werden; sie werden sich aus Noth und aus wahren dringenden Bedürfnis zu allem entschließen, was keine frühere Ueberzeugung ihrer durch das ges. genwärtige zu sehr geblendetem Vorstellern bewirken konnte; sie werden einsehen, daß die Natur Zeit zu verlieren scheint, um Zeit zu gewinnen.

Der Zweifler.

Wenn aber auch der gemeine Maun einer Ausklärung durchaus fähig wäre, würden wir ihm wohl einen

nen Dienst erweisen, wenn wir ihn über seine wahre Lage, über das, was er fordern kann, und nicht zu leiden hat, aufzuklären wollten?

Ich.

Wenn er durch uns wahrhaft aufgeklärt würde, so würde er auch durch diese Aufklärung lernen, daß sich jeder in seine Lage finden müsse; daß die glänzende Rolle, welche jeder in der Welt spielt, nicht der Zweck sei, um welchen er sich zu bestreben hat; daß sein Blick mehr auf die Zukunft müsse gerichtet seyn, auf die Eigenschaften, welche ihm dort wüßen, folglich auf die Vollkommenheit seines Geistes; daß diese durch die Ergebung in den Willen der Vorsicht, durch die Zufriedenheit mit seinem Stand, durch die freiwillige Verzicht auf Güter, welche er hier unmöglich erreichen kann, besser erfüllt werde, als durch sein fruchtloses Bestreben, aus der gegenwärtigen Lage herauszutreten, und es andern höhern gleich zu thun. Er würde seinen elenden Zustand als ein Mittel betrachten, sich diese Geistesvorzüge zu sammeln. Er würde also, wenn er ganz und wahrhaft aufgeklärt wäre, bei der elendesten Lage nicht minder zufrieden seyn, als ob er eine bessere hätte.

Der Zweifler.

Er würde Hoffnungslosigkeit werden; er würde sich also niemalen bemühen, seine Lage zu verbessern?

Ich.

So lang er traut seiner Aufklärung die Unmöglichkeit einzusehen würde, würde er ganz gewiß an der Verbesserung seiner Lage nicht "arbeiten", oder er müßte statt eines aufgeklärten Mannes ein Thor seyn. Er würde sich so betrügen, wie wir, wenn wir vernünftig seyn wollen, uns bei unsrer Aufklärung betrügen. Wir müssen uns eben so gut mit einer kleinern Stelle bescheiden, ob wir gleich einzsehen, daß wir sie besser, als Tausend andere verstanden. Wir müssen eben so gut manchen Druck und Willkür erfahren, und wir fügen uns in die Umstände. Nur ein Thor kann sich betrüben, daß ihn die Vorsicht auf keinen Thron erhoben hat. Aber der Weise sieht ein, daß er seine Besinnung in jeder Lage des Lebens, in der letzten wie in der ersten, vollkommen erreichen kann:

Und dann ist die Rede hier nicht, was und wie viel durch unsre Anstrengungen geschehen kann. Die Frage war, ob eine allgemeine Aufklärung möglich sei; ob die Mens-

tur wirklich darauf arbeite. Diese wird sodann machen, daß nichts vor seiner Zeit, und zur Unzeit geschehe; daß sich in der Mittelheit alles dazu ordne, wie sie es nöthig hat, um ihre Wirkungen hervorzubringen. Und da scheint es oft, als ob wir manches zur Unzeit thäten, das eben darum im angemessensten Zeitpunkt geschieht, weil es in diesem Zeitpunkt geschieht. Nichts in der Welt geschieht zur Unzeit, wenn wir nicht die nächste, sondern die letzten Folgen vor Augen haben. Tausend Dinge geschehen, um zu mislingen. Aber ohne dieses Mislingen würde mancher spätere glückliche Erfolg niemal möglich gewesen seyn. Was ein Theil der Welt ist, gehört zu dieser Welt; und in Rücksicht auf das ganze kann nichts mislingen; das Mislingen selbst ist der Erfolg, der in diesen Augenblick möglich war. In der Natur mislingt nichts. Nur Menschen kann etwas mislingen, weil sie ihre Absichten nicht allezeit erreichen, und diese erreichen sie nicht, weil sie einen von der Natur ganz verschiedenen Zweck zu ihrem ersten Gesichtspunkt machen. Sorge dich also nicht, daß unsre Aufklärung den gemeinen Mann beunruhige und seine Freuden entziehen werde. Die Aufklärung, von welcher ich spreche, ist so nahe noch nicht, als du glaubst. — Ich wundere mich sehr, daß dir ei-

ne allgemeine Aufklärung nicht auch noch vollends gefährlich scheint?

Der Zweifler.

Du kommst meinem Zweifel zuvor. Wirklich scheint sie mir dies.

Ich.

Sie muß also eine Afteraufklärung seyn? Wenn wenn ich bitten darf, und warum wäre sie gefährlich.

Der Zweifler.

allen Menschen. Wer wollte arbeiten?

Ich.

Dein Aufgeklärter arbeitet also nicht? O! die herrliche Aufklärung! — Schaff zuerst den Hunger aus der Welt, dann wird alle Arbeit aufhören. Aber die Aufklärung, sie sey wahr oder falsch, nimmt den Hunger nicht aus der Welt. Der Trieb zur Arbeit wird also ebenfalls bleiben. Er wird sich vermehren, weil sich das Interesse zur Arbeit in dem Maas vermehrt, als sich die Bedrückung, welche dem Arbeiter den Lohn seiner Arbeit entzieht, nach und nach verswindet.

Der

Der Zweifler.

Es scheint doch, die Kollsamkeit müßte sich auf diesen Fall vermindern. Wer würde fernerhin gehorchen wollen? eine allgemeine Sährung und Verwirrung aller Rechte und Stände müßte ganz gewiß erfolgen.

Ich.

Wo der Einwurf immer derselbe bleibt, kann nie eine andere als dieselbe Antwort erfolgen. — Du möchtest also recht haben, wenn eine allgemeine Aufklärung so schnell zu Stande kommen könnte, als wir gegenwärtig davon sprechen. Freilich, wenn das morgen schon und auf einmal geschehen sollte, da würde ganz gewiß die Verwirrung sonderbar werden. Da nun aber dies alles eine Sache ist, welche nie anders als nach und nach, und vermutlich erst nach Jahrtausenden durch eine lange Reihe vieler auseinander entstehender Bedürfnisse geschehen kann: so ordnen sich in der Mittelzeit alle Dinge und Vorfälle auf eine Art, welche die wenigste Verwirrung nach sich zieht. Alles was nicht bleiben soll, stirbt unmerklich dahin; alles ist in der Mittelzeit so vorbereitet und gestimmt, daß es diese Abänderung von selbst verlangt. Nichts wird geschehen, ehe die dazu vorbereitende Bedürfnisse

vor-

vorhanden sind; und wer diese nicht erwartet, sich nicht nach diesen richtet, arbeitet sicher ohne Erfolg. — Was am Ende, wem soll eine allgemeine Aufklärung schädlich seyn? eine Aufklärung, die, wenn sie wahrhaft fehn soll, jedem gibt, was ihm gebührt.

Der Zweifler.

Den Großen, den Mächtigen der Erde.

Ich.

Denn Despotionus, der Willkür, dem Überglauken, der Unwissenheit, den Leidenschaften, den Vorurtheilen, der Illusion, dem Betrug — diesen wolltest du sagen? — Und da sehe ich wahrlich nicht ein, warum ein vernünftiger Mann, jeder, der nicht einer von diesen ist, wünschen soll, daß diese verewigt werden. Dies ist eben der ärzte Kunstgriff der Bosheit, wodurch sie sich in ihrem alten Besitz zu erhalten sucht, daß sie die Vernunft, diese ungezweifelte Gabe des Himmels, den Großen der Erde verdächtig macht, daß sie solche in dem grundfalschen Wahn erhält, als ob durch eine allgemeine Verbreitung der Vernunft nächstens ihre Gewalt aufhören würde.

Der

Der Zweifler.

Kannst du sagen, daß ein mutiges Pferd, wenn es seine Stärke kennen sollte, seinen Reuter so gutwillig tragen würde?

Ich.

Der Grund aller obersten Gewalt wären also Blinde und Dummheit des größten Hauses, die Unterdrückung der Vernunft? Wer würthen nun das Geschehnis, warum der gescheite Theil der Menschen zu dieser ewigen Finsternis verdammt ist? Alle sollten nie den Gebrauch ihres Gesichts ethätzen; damit nur einige wenige sehen und herrschen? — Vernünftlicher hat wohl niemand von der obersten Gewalt, so wie von der Weise und Bestimmung des Menschen gesprochen? schwankender und unzuverlässiger könnten untdglich die Staaten seyn, auf welchen sich deinem Vorgebett nach alle Regierung der Menschen gründen sollte? „Wem? mein Freund?“ die gänzliche Aufhebung und Vernichtung der obersten Gewalt kann so wenig die Folge der allgemeinen Aufklärung sehn, als die Aufhebung der Posten! „Wir“ scheint es vielmehr, die Vernunft, und ihre Wirkung, die Liebe, und Niedergangung von der Nöthwendig, und Wohlthätigkeit einer Regierung seyen

seien Stützen eines Throns, wie keine mächtiger und zuverlässiger sind. Glaube mir, eine wahre Aufklärung hebt den Unterschied solcher Stände, die sich auf wahre Vortheile gründen, weniger auf, als diese Aftterauklärung unsrer Zeiten, Kraft welcher jeder sich in einem zu hohen Licht betrachtet, sich ganz allein zum Zweck der Welt macht, und, unersättlich in seinen Sprudelungen, alles unter sich, und niedriger sieht. So wahre Aufklärung herrscht, da verlangt keinen mehr, als ihm gebührt; da ist wahre Schätzung des Verdienstes, der innere Werth des Menschen entscheidet alles, der Schein gilt nichts; da ist jeder im Stande, seine Kräfte mit der Stelle zu vergleichen, die er suchte; da kann man einsehen, daß seine Kräfte nicht genügen; da muß man folglich diejenige weniger bescheiden, welche die dazu erforderliche Fähigkeit haben; da sieht man sehr deutlich ein, wie viel jeder verlieren würde, wenn jeder an der ersten Stelle stehen wollte, wie ehr jeder seine Bestimmung erfüllt, nützt, und nicht minder gros ist, wenn er an seinem Platz an der ihm angemessenen Stelle wirkt; wie nöthig es sei, daß sich einige mit der allgemeinen Sorge beladen, welche unsren zerstreuten Kräften die geborgte Richtung gibt. Da also, wo wahre Aufklärung herrscht, beruhige

gefügt sich jeder mit seiner Lage, sie sey so unbedeutend als sie wolle, denn er hat sie selbst gewählt, er sieht ein, daß diese allein seinen Kräften und dauerhaften Vortheilen am angemessensten sey, daß er weniger Vortheil haben würde, wenn er solche gegen eine glänzendere Stelle vertauschen wollte. Wo man dich nicht einsieht, wo nach jeder sich alles zutraut, und auf alles Ansprüche macht, da ist die Aufklärung nicht, wie ich sie verlange. Und diese allein kann schaden. Du kannst also versichert seyn: je mehr die Menschen ihre Kunst ausbilden, um so mehr werden sie erfahren, wie nöthig es sey, daß sich ihre Kräfte nicht hindern, oder zerstören; daß es also eine Kraft geben müsse, welche sie aus ihrer Zerstreuung wie in einem einzigen Brennpunkt sammelt, und erst durch dieses sammeln die ihrem Zweck angemessene Richtung gibt; sie werden einssehen, daß die obere Gewalt für alle, welche sie begleiten, eine Last, und nur denen, welche gehorchen, eine Wohlthat sey.

Che tolto l'alloro e l'ostro

Sarò e tutto il peso

che tutto il frutto e' nostro.

Gie

Sie werden sodann lieben, daß sie von ihm gehobt haben. Niemals traten Hass oder Furcht vorerhafte Gewalten des Throns! Übergläuben und Blindheit der Völker sind es eben so wenig; sie sind vielmehr Mittel, die Regierung selbst zu fesseln; "wen", der sich unabhängig machen will, dem Pöbel und jedem Volkswahn zu unterwerfen. O! die schöne Unabhängigkeit und Größe, wo der Fürst, um seine Gewalt und Einfluß aufrecht zu erhalten, den Heychler machen, seine innere Leberzeugung verleugnen, und seine Vernunft dem untersten Pöbel gleich stellen muß.* — Nicht um den Thron, sondern vielmehr um ihre eigene Gewalt zu unterwerfen, um Herren des Throns zu werden, wovon ein

ans
*) C'est le commun peuple, esclave de la superstition, qui veut, que ses maîtres en soient les esclaves. Dèsqu'vous avez souffert, que vos sujets soient aveuglés par le fanatisme, ils vous forcent, à paroître fanatique comme eux. Et si vous sécouez le joug, qu'ils portent, & qu'ils aiment, ils se soulèvent. Vous avez cru, que plus les chaînes de la religion, qui doivent être douces, seroient pénantes, & dures, plus vos peuples seroient soumis. Vous vous êtes trompé

anderer nur den Rahmen führen soll, um dieser Ursache willen erheben die Thugie der Unwissenheit die Dummheit als die mächtigste Stütze dyr Regierung. Ich bedauere jeden Götzen, der sich auf diese Art beschreiten lässt. Alles Menschen, Wölter in einer ewigen Nacht und Finsternis zu erhalten, ist durchaus fruchtlos und vergeblich. Die Geschichte aller Zeiten ist die offenbarste widerlegung eines solchen thürlichen Wunschklangs. Es mag einige Zeit gelingen, aber früher oder später muss die Vernunft in ihre Rechte treten, und diesen Damm durchbrechen. Der Unkraut, dessen, was sich darauf gründet, wird eine nothwendige Folge seyn. Dies ist, was die Gegner wollen, was sie vorhersagen, warum sie die Ausklärung als höchst gefährlich verschreien. Sie macht dem Reich der Finsternis und der Willkür ein Ende; sie verhindert allen Missbrauch der Gewalt; sie gibt jedem Menschen seine ursprüngliche Rechte zurück; sie verlangt, das jeder nach solchen behandelt werde.

P

Denk

pé. Ils se servent de ces chaînes, pour vous gêner sur le trône , ou pour vous en faire descendre.

VOLTAIRE *Essai sur l'bij. gen. &c.*
T. I. Chap. 42.

Wenn es wohllässt, und die Schriftsteller-Dummheit vorgestellt ist, wenn die Aufklärung wahrhaftig gefühltlich ist; so mag es sehr geschehn, und das war sie so weit kommen und öfter gekommen; so ist die Vernunft selbst aufgerückt; so ist sie kein allgemeines Gut, kein Gute rechts oder unrechts; so haben wir auch Recht, unsre Freiheit zu entzweit, uns selbst zu verschulden, uns selbst zu verfolgen; so wird die einzige Wahrheit die vollkommenste, das Wissen aller Völker seyn; welche die Vernunft am kräftigsten unterdrückt; so ist der größte Theil der Menschen zu nichts weiter bestimmt, als eine Heerde Vieh zu seyn; welche ein anderer nach seiner Phantasie vor sich her treibt, der selbst keine Aufklärung hat, weil er dässerbem nicht verlangen würde, der Gebieter und Anführer eines undenkenden Haufens zu seyn. — Welche abscheuliche Folgen! Möchten doch unsre Fürsten einmal aufhören, diesen geführerischen Geschwätz ihrer Däben interessirten Schmeichler, und unsichtbaren Führer fernerhin ihre Ohren zu leihen! Möchten sie sich doch aus der Geschichte aller Zeiten belehren, daß alle bisherige Druck den Vorschritt der Vernunft am kräftigsten beförbert habe, daß die ausgeklärtesten Völker die folgsamsten, so wie die unmissendsten Nationen die unchristlichsten waren, die sich am meisten und am harz- nädig-

nüchtern: allen gemeinnützigen Ausfallen wiedersetzen! Würdchen sie doch einsehen, daß es keine Descartes oder Leibnizex, sondern Clemens und Ravailles waren, welche gute Fürsten erzeugt haben. Altezeit hat die Leidenschaft, niemals, gar niemals die Vernunft, sich empört, und verfolgt. Wo die Aufklärung allgemein ist, da wird der Fürst, wie sein Volk, nie mehr fordern, als jedem gehabt; und da wo die Forderungen von keiner Seite übertrichen werden, da verschwindet oft Ursache für Empörung und Streit. Unruhig, unversädetlich ist die Leidenschaft; ruhig, und gesügßam die Vernunft.

Der Zweifler.

Es mag seyn, daß du Recht hast, aber wenige werden glauben, daß du Recht hast.

Ich.

Wenn's alle glaubten, wie könnte die Welt den Gang gehen, den sie noch zu geben hat? Vernunft und Erfahrung sind auf meiner Seite, aber die Gewohnheit, so zu denken, samt den Leidenschaften und Interessen sind meiner Behauptung entgegen. Der Lauf der Zeit wird dereinst am besten entscheiden, wer am glücklichsten gerathen ist — auf welchen Seite das Recht oder

Un-

Unrecht ist. Ganz gegen die Gewohnheit aller Propheten verkündige ich nur gutes, und niemand will mir glauben? Der Schmerz und das Misvergnügen müssen also dem Menschen sehr lieb seyn? sie wollen durchaus gar keinen Werth haben. Den, der sich Mühe giebt, sie von ihrer Würde und höheren Bestimmung näher zu unterrichten, verlachen, oder verfolgen sie sogar. So sonderbar sind und handeln die Menschen! Beynahe sollte man rüffen: sie verdienen, was sie leiden. — Vielleicht ändert sich dies in der Folge. Ich habe noch nicht alles gesagt. Dies war eine Geschichte ohne Jahrzahl und Nahme; die Geschichte von der Entstehung und Entwicklung unsrer Leidenschaften und Triebe. Nun sollen die Schauspieler auftreten und selbst spielen. Die Geschichte hat noch allezeit selbst die hartnäckigste Irrthümer besiegt. Möchte sie auch hier diesen Sieg ersehnen, und den Menschen beweisen, daß der Mensch etwas grosses ist, daß alles gut ist, daß sich alles als unfehlbares Mittel zu seiner Vollkommenheit verhält.

Ende des ersten Gesprächs.